

4. Wanderungen durch das Land.

Hermannstadt.

(Lage. — Bevölkerung. — Die Stadt im allgemeinen. — Kirchen. — Profangebäude. — Friedhöfe. — Lehranstalten. — Sammlungen. — Vereine. — Theater. — Musikleben. — Behörden. — Spaziergänge und Belustigungsorte. — Geschichte der Stadt.)

Hermannstadt — magyarisches Nagy Szeben, rumänisch Sibiu — liegt in dem schönen, im großen Kreise von Bergen umschlossenen fruchtbaren Cibinsthale zu beiden Seiten des Cibiu und hat eine Bevölkerung von 19.000 Einwohnern. Davon sind nach der Volkszählung von 1870: 8782 (10.413 nach dem jüngsten, 1880er, Jahresberichte der evangelischen Gemeinde) evangelisch, A. B., 5273 römisch-katholisch, 1086 griechisch-katholisch, 2898 griechisch-orientalisch, 12 armenisch-katholisch, 2 armenisch-orientalisch, 731 evangelisch, S. B., 46 Unitarier, 168 Israeliten.

Die Stadt besteht aus der inneren Stadt und mehreren Vorstädten; die erstere wieder aus der Unterstadt und der etwa 15 Meter höher gelegenen Oberstadt. Ehedem war Hermannstadt von einer Ringmauer, über die sich mehr denn 30 Thürme erhoben und die 5 größere und 2 kleinere Bastionen miteinander verband, umgeben. Die Thürme der Ringmauer gehörten den verschiedenen Zünften der Stadt an und dienten theils zu Warenaiederlagen, theils zur Aufbewahrung der nothwendigsten Kriegsgeräthschaften und zur Verteidigung. Außer der äußeren Ringmauer bestand in den ältesten Zeiten noch eine innere Schutzmauer. Diese, die Ober- von der Unterstadt scheidend und ebenfalls mit mehreren Thürmen und verschließbaren Eingängen versehen, bildete eine innere Festung, wohin sich die Bewohner der Stadt, im Falle die Unterstadt von dem Feinde erobert wurde, zurückziehen konnten.

Zum Schutze der Stadt dienten aber in früheren Zeiten ganz besonders die Basteien, die Gräben, die Wälle und die vielen Teiche, welche Hermannstadt umgaben und zu einer der stärksten Festungen Siebenbürgens machten. Heute sind die Teiche verschwunden und an ihre Stelle sind Gärten und Spaziergänge getreten. Die Thore sind abgetragen, wie auch die Stadtmauern und Thürme größtentheils beseitigt worden sind. Die Stadt hat von ihrem mittelalterlichen Charakter, der an Nürnberg und andere deutsche Städte erinnerte, verloren, aber sie ist freundlicher geworden. Die Gassen sind noch immer krumm und winkelig, doch das Pflaster ist gut. Die Stadt wird von zahlreichen Canälen, die theils offen, theils verdeckt sind, durchzogen. Größere Plätze zählt die innere Stadt zwei: den sogenannten großen und den kleinen Ring. Der große Ring dient als Getreidemarkt. Hier ist die Hauptwache. Mitten auf ihm erhebt sich eine unter Kaiser Karl VI. über Veranlassung der Jesuiten aufgestellte Bildsäule des heiligen Nepomuk,

Vormals war auf dem großen Ring der Richtplatz. Auch der Pranger und eine steinerne Säule, die Nolandssäule, auf der ein Mann mit gezücktem Schwerte stand, befanden sich dort. Der kleine Ring wird von dem großen getrennt durch die katholische Kirche, das katholische Pfarrgebäude und ein Stadtgebäude, an dessen Ende der sogenannte „Kaththurm“ über einer Durchfahrt sich erhebt. Der kleine Ring dient als Gemüse-, Obst- und Fleischmarkt.

Am Kirchen besitz Hermannstadt 2 evangelisch-lutherische,^{*)} 4 römisch-katholische, 1 evangelisch-reformierte, 1 griechisch-unierte und 3 griechisch-nichtunierte. Die bedeutendste und schönste ist die evangelisch-lutherische Pfarrkirche. Sie war vor der Reformation die Parochialkirche der heiligen Jungfrau Maria und steht an dem Westrande des Plateaus, auf dem die Oberstadt liegt. Ihr Bau begann in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und wurde 1520 vollendet. Die Kirche ist im gothischen Baustile aufgeführt und zeigt die Gestalt eines Kreuzes. Sie ist durchgehend massiv gebaut und steht unter einem aus sieben Giebeln bestehenden Ziegeldache, auf welchem ehemals als Sinnbild der vereinigten sieben sächsischen Stühle (Kreise) sieben steinerne Kreuzblumen sich befanden. Vor jedem der beiden Eingänge auf der Süd- und auf der Nordseite ist je eine Vorhalle angebracht. Wie die Kirche in ihrer Massenhaftigkeit und edlen Einfachheit von außenher imponiert, so macht sie im Innern durch die Höhe des Mittelschiffes, des Kreuzschiffes, des Chores, durch die schlanken, in die Gurtgewölbe ohneweiters sich verzweigenden Pfeiler, durch die Gurtgewölbe selbst und die anmuthigen Netzgewölbe in der großen Empore, sowie überhaupt durch die edle harmonische Anordnung sämtlicher Bautheile einen erhebenden Eindruck. Derselbe wird durch die schöne Ausschmückung einzelner Partien noch gehoben. In der Kirche steht ein Meisterwerk der Erzgießerei, ein im Jahre 1438 von Meister Leonhardus gegossenes felschförmiges Taufbecken. Von besonderer Bedeutung ist aber das an der Nordseite des Chores 1445 von Johannes von Rosenau ausgeführte großartige Wandgemälde, die Kreuzigung darstellend. In der Nische eines Anbaues zur Kirche ist ein mit Wärme und Naturwahrheit in Stein ausgeführtes Hochrelief „Christus am Ölberge.“ Das Bild stammt aus dem 15. Jahrhundert. In der sogenannten „neuen Kirche,“ dem westlichen Theile des ganzen kirchlichen Gebäudes, sind in den letzten Jahren die schönsten der bis zum Jahre 1853 in dem Fußboden der Kirche befindlichen Grabplatten in die Wände eingemauert worden. Sie enthalten alle treffliche Reliefs. So das Grabdenkmal des Sachsendgrafen Peter Haller von Hallerstein († 1569), Albert Huets († 1607), Matthias Semvigens († 1680), Johann Waidas († 1599) u. s. w. Zu dem Kirchenschatze gehören außerdem einige prächtige golddurchstickte

^{*)} Die kleine, aber alte evangelische „Klosterkirche“ mußte vor etwa einem Jahrzehnt wegen Baufälligkeits abgetragen werden, während die evangelische „Laubkirche“ schon viel früher das gleiche Schicksal traf.

Messgewänder aus dem 15. Jahrhundert, Kelche, Kannen, Ciborien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Geräthe, die zum Theil von Hermannstädter Goldschmieden herrühren. Der Thurm ist viereckig und massig. Er hat da, wo sein Dach anfängt, an seinen vier Ecken je ein kleines Thürmchen. Das Thurmdach besteht aus buntfarbigen Ziegeln, welche durch ihre Zusammenstellung in verschiedenen Rhomben demselben ein recht hübsches Aussehen verleihen. Der Thurm erreicht vom Erdboden bis zum Thurmknopfe eine Höhe von ungefähr 80 Metern. Unter den vier Glocken ist die sogenannte „Stundenglocke“ die älteste und größte. Sie hat eine Höhe von etwa $1\frac{1}{2}$ Metern und einen Umfang von etwa 3 Metern, stammt offenbar aus dem 15. Jahrhundert und hat die auf siebenbürgischen Glocken sehr häufige Inschrift: „O rex gloriae veni cum pace!“ Alle vier Glocken geben ein wunderbar schönes Geläute.

Weniger bedeutend, obwohl ebenfalls alt, ist die evangelische Spitalkirche, die einst dem Orden der Hospitaliter vom hl. Geiste gehörte.

Die katholische Pfarrkirche ist im sogenannten Jesuitenstile erbaut. Der Grund dazu wurde von den Vätern der Gesellschaft Jesu am 4. Juli 1726 unter vielen Feierlichkeiten gelegt. Der Bau ward nachher durch die kaiserliche Gnade mit den beträchtlichen Einkünften der Salzgruben zu Salzburg unterstügt. Die Jesuiten besaßen diese Kirche bis zur Aufhebung ihres Ordens.

Die Ursulinerkirche wurde von den Dominicanern im Jahre 1474 erbaut. Diese hatten nämlich im erwähnten Jahre dem Hermannstädter Rath ihre Kirche zum heil. Kreuz, worin sie vor den Türken nicht sicher waren, abgetreten und dafür unter der Bedingung, daß die Brüder dieses Klosters größtentheils aus Deutschen bestehen sollten, die Freiheit, sich in der Stadt anzubauen, erhalten. Das nun von ihnen aufgeführte Gotteshaus ward jedoch bald auch zu einer evangelischen und erst im Jahre 1728 mußte es auf kaiserlichen Befehl einstweilen den Jesuiten übergeben werden, bis es 1733 die Ursulinerinnen, für die es eigentlich bestimmt war, übernahmen.

Die Franciscanerkirche war ursprünglich die Klosterkirche der Klarissinnen.

Von den Profanbauten Hermannstadts ist vor allem das Rathhaus hervorzuheben. Dasselbe macht durch die Massenhaftigkeit seines Baues, durch das edle Maßwerk und die schönen Verzierungen seiner Thüren und Fenster, durch seine Säulen, Hallen und Wölbungen, durch seine ganze Alterthümlichkeit einen wohlthuenden Eindruck. Und doch berührt auch wieder so angenehm das frische Grün der wilden Weinpflanzen, die sich im Hofe des Rathhauses um Treppe und Gallerie, um Fenstern und Thüren lieblich schlingen. Das Rathhaus war ursprünglich Privatbesitz. Es gehörte um 1500 dem Münzkammerpächter und Königsrichter Johann Futay. Nachdem derselbe 1521 gestorben war, kam das Haus mit der Hand seiner Witwe an Marcus Pemflinger. 1545 kaufte es die Stadt an, damit es nicht, wozu große

Gefahr vorhanden war, in Martinuzzi's Besitz käme. So ward das Gebäude Rathhaus. Die alte Hauskapelle ward zum Archive, der Raum darüber zur Rüstkammer, der Hausgarten zum Martergarten, die daran stoßende Kammer zur Marterkammer. Die Geschichte dieses Hauses schließt einen guten Theil der Geschichte der sächsischen Nation in sich. Fünfundzwanzig Grafen der sächsischen Nation und die doppelte Anzahl der Bürgermeister wurden hier erwählt.

Außer dem Rathhause verdienen von den öffentlichen Gebäuden Hermannsstadt's noch ehrenvolle Erwähnung das Bruckenthal'sche Palais, das kais. kön. Militärspital (ehemals Militär-Obererziehungshaus), das Franz Josef-Bürgerhospital, das Irrenhaus, die große Infanterie- und die Artillerie-Kaserne, das Gewerbe- und das Musik-Vereinsgebäude, — Gebäude, die alle in der neuen und neuesten Zeit entstanden sind.

Unter den Friedhöfen Hermannsstadt's sind der große evangelische und der römisch-katholische besonders hervorzuheben. Zahlreiche Wege ziehen sich hier wie dort zwischen den von Fichten und Trauerweiden beschatteten, mit Grabmonumenten und Blumenbeeten geschmückten Gräbern, in denen gar manches treue Herz den Frieden fand, den ihm die Stadt, über die ja zahllose Stürme allerlei Art dahingegangen, nicht gewähren konnte. Der evangelische Friedhof ist wegen seiner Lage der schönere. Er ist am Abhange eines Berges, zu dem breite steinerne Treppen emporführen, angelegt und gar wunderbar blicken die vielgestalteten Höhen des imposanten, in allem Wechsel dauernden Fogaräser Gebirges auf die stillen Gräber. Wohl bergen viele dieser Ruhestätten treffliche Menschen, aber an einer hängt die Liebe und Dankbarkeit der ganzen sächsischen Nation, an dem Grabe Franz Gebbels. Seit dem 18. Mai des vorigen Jahres (1880) erhebt sich darüber ein granitenes Denkmal. Es ist ein einfacher, aber würdiger Obelisk, dem das bei Professor Zumbusch in Wien kunstvoll und edel gebildete Medaillon Gebbels eingefügt ist. Auf das Denkmal ließen Gebbels Freunde und Verehrer die Worte setzen: „Franz Gebbel, Secretär der evangel. Landeskirche A. B., geb. 25. Juli 1835, gest. 16. Mai 1877. Dem treuesten Sohne der sächsischen Nation, dem ungebeugten Kämpfer für Wahrheit und Recht. Seine Volksgenossen.“ Über dem Medaillon steht Gebbels Lebensspruch: II. Cor. 1, 12. (Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugnis des Gewissens.) Es ist das jener Spruch, mit dem Gebbel einst in der Landeskirchenversammlung sein Amt übernommen und der diesen edlen, festen Charakter auch im politischen Leben geleitet hat.

Von Lehranstalten besitzt Hermannstadt vor allem eine Rechtsakademie, die, 1844 als sächsische Nationalanstalt errichtet, im Jahre 1851 in die k. k. Staatsverwaltung übergieng. Heute steht sie natürlich unter dem königlich ungarischen Ministerium für Cultus und Unterricht, und es werden an der Anstalt einige wenige Gegenstände deutsch, die meisten magyarisches gelehrt.

Unter den Mittel- und Volksschulen ragen vor allem die evangelisch-lutherischen durch Alter und Bedeutung hervor. Schon im Jahre 1446 wird in Hermannstadt eine Schule erwähnt und als erster Rector derselben Johann Arnold (aus Graudenz) bezeugt. Im Reformations-Zeitalter ward die Hermannstädter Schule zu einer Landeschule und durch Huët gleichsam neubegründet. Albert Huët wurde am 2. Februar 1537 zu Hermannstadt geboren. Die erste Bildung empfing er in seiner Vaterstadt, dann bezog er die Universität Wien. Mit welchem Geiste er das that, spricht er wenige Jahre vor seinem Tode in den schönen Worten einer Schulrede aus: „Ich kann gar nicht sagen, mit welcher Liebe, mit welchem Eifer ich erfüllt war, wie meine Seele glühte, der Geist freudig verlangte nach den freien Künsten und dem Studium der Philosophie.“ Von der Universität trat Huët in den Dienst am kaiserlichen Hofe. Nach 17jähriger Abwesenheit von der Heimat kehrte er 1574 in dieselbe zurück, wo er schon 1577 die höchste Würde, die sein Volk ihm bieten konnte, empfing, die des Nationsgrafen. In den folgenden schweren Jahren hat er seine Stelle voll und ganz ausgefüllt. Er ist der besten einer, die das sächsische Volk sein eigen nennt. Gestorben ist der treffliche Mann am 23. April 1607. Die von ihm der Schule gegebenen Gesetze, ganz im Geiste der besten Schulmänner Deutschlands in jener Zeit abgefaßt, waren sicher eine große Errungenschaft. Gelehrt wurden darnach: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Philosophie, Religion, die classischen Sprachen, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Die Schüler wählten sich selbst aus ihrer Zahl gewisse Amtspersonen, die für Ordnung zu sorgen hatten. Auf Huëts Betreiben wurden übrigens schon 1578 an die Hermannstädter Schule vorzügliche Lehrer aus Deutschland berufen, so als Rector Magister Breslacus von Fürstenberg mit einem Gehalte von 100 Goldgulden, 3 Faß Wein und 25 Kübel Korn. Bei seinem Tode vermachte Huët dem Hermannstädter Gymnasium 2000 Gulden und seine ganze Bibliothek. So nahm dasselbe einen erfreulichen Aufschwung. Im Jahre 1756 wurden neue Schulgesetze eingeführt, die Lehrmethode wurde verbessert und der Kreis der Unterrichtsgegenstände erweitert. 1781 ward das jetzt noch stehende Gymnasialgebäude erbaut. Vom Jahre 1831—1836 wirkte J. R. Schuller, einer der gediegensten Geschichtschreiber und Schulmänner Siebenbürgens, am Hermannstädter Gymnasium als Rector. Geboren war er 1794 zu Hermannstadt. Seine Universitätsstudien machte er zu Leipzig und Wien, 1814 ward er Lehrer, 1821 Corrector und 1831 Rector des Hermannstädter Gymnasiums, später trat er jedoch von diesem Posten zurück. 1850 ward er Ministerialsecretär, fünf Jahre darauf Schulrath und 1859 Statthaltereirath. Im Jahre 1861 trat er in den Ruhestand, in dem er noch immer wissenschaftlich sehr rege war, bis der Tod am 10. Mai 1865 seinem reichen Leben ein Ende machte. Von den zahlreichen Arbeiten des trefflichen, auch als Dichter bekannten Mannes sind namentlich seine

„Unrisse und kritischen Studien zur Geschichte von Siebenbürgen“ bahnbrechend geworden.

Im Jahre 1850 wurde das Hermannstädter Gymnasium gleich seinen sächsischen Schwesteranstalten nach dem „Entwurfe zur Organisation der Gymnasien in Oesterreich“ umgestaltet. Doch waren nicht viele Veränderungen nöthig, denn die Staatsregierung konnte mit Genugthuung äußern, „dass es dem Oberconsistorium bisher gelungen sei, mit kleinen Mitteln Großes zu leisten und deutsche Civilisation und Wissenschaft auf nahezu gleicher Stufe mit dem Mutterlande zu erhalten.“ Durch seine Organisation wurde das Hermannstädter evangelische Gymnasium nur noch mehr befähigt, seine alte Aufgabe glänzend zu lösen, eine Pflanzstätte deutscher Bildung zu sein.

Neben dem evangelischen Gymnasium hat sich in Hermannstadt eine evangelische Realschule entwickelt, deren Anfänge wohl in das Jahr 1823 zurück gehen, die aber als selbständige Anstalt erst seit 1842 besteht; gegenwärtig zählt sie acht Classen.

Die frühere evangelische Volks- oder Elementarschule in Hermannstadt ist seit dem Jahre 1878 in eine Bürgerschule umgewandelt. Neben diesen Anstalten besteht noch ein evangelisches Volksschullehrer- und Prediger-Seminar, das im Jahre 1878 als „evangelisches Landes-Seminar“ in die Verwaltung der gesammten Landeskirche A. B. übernommen wurde.

Eine erst in den letzten Jahren organisierte höhere evang. Mädchenschule mit 8 Classen sorgt in trefflicher Weise für die Bildung des heranwachsenden weiblichen Geschlechtes.

Das königlich ungarische Staatsgymnasium war ursprünglich ein römisch-katholisches Gymnasium und bestand als solches von 1773—1854. Vom Anfange des Schuljahres 1854/5 gieng es in ein k. k. Gymnasium über, das unter vorzüglicher Leitung und durch ausgezeichnete Lehrkräfte, wie E. Krivschek (jetzt Ministerialrath im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht), J. A. Kozel (jetzt Landes-Schulinspector für Steiermark), E. Scholz (gegenwärtig Landes-Schulinspector in Tirol) sich kräftig und glänzend entwickelte. Nach dem Ausgleiche mit Ungarn ward auch dieses Gymnasium in ein königlich-ungarisches mit magyarischer Unterrichtssprache umgestaltet.

Die Glaubensgenossen der griechisch-orientalischen Kirche haben in Hermannstadt ein Seminar zur Ausbildung von Geistlichen und Lehrern.

Volksschulen werden von jeder der in Hermannstadt vertretenen ConfeSSIONen erhalten. Außerdem besteht daselbst eine magyarische Staats-elementarschule.

Unter den die Bildung fördernden Sammlungen steht voran das Brnkenthalsche Museum, das eine Bibliothek, eine Gemälde- und Kupferstichsammlung, eine Antiken- und Münzensammlung und ein Mineralien-cabinet umfasst. Das Museum wurde von dem ehemaligen, um den Staat und das sächsische Volk hochverdienten Gubernator Samuel von Brnkenthal (geb. 26. Juli 1721 zu Peshkirch, gest. 9. April 1803 zu

Hermannstadt) gegründet. In seinem Testamente setzte er für den Fall, daß seine männlichen Nachkommen ausstürben, das Hermannstädter evang. Gymnasium zum Erben des Museums ein. Die im Testamente vorgesehene Bestimmung ist im Jahre 1872 erfüllt worden und auch das Palais, in dem das Museum sich befindet, gehört heute, zufolge einer letztwilligen Verfügung Josefs von Bruckenthal, dem Hermannstädter Gymnasium. Die Bibliothek besaß 1877 im ganzen 28506 Bände. Zu den wertvollen Büchern aus früherer Zeit gehören ein auf Pergament geschriebenes Gebetbuch in Octav mit vorzüglichen Miniaturmalereien aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ein kleines ebenfalls auf Pergament geschriebenes Gebetbuch in Duodez mit schönen Randverzierungen aus derselben Zeit, angeblich das Eigenthum einer ungarischen Königin Elisabeth, wohl der Gemahlin des Königs Albrecht I.

Die Gemäldesammlung zählt 1057 Stücke, unter denen einige von hervorragendem Werte sind. Sie ist jedenfalls im Königreiche Ungarn nach der Eszterhazy-Gallerie die bedeutendste.

Die Münzensammlung hat 20.000 Münzen, darunter 16.000 antike und 4000 andere. Durch ziemliche Vollständigkeit, durch Reichthum, Schönheit und Seltenheit zeichnen sich besonders jene Münzen aus, die in Siebenbürgen geprägt sind oder doch auf Siebenbürgen Bezug haben.

Die Mineraliensammlung besteht hauptsächlich aus Stücken, die Siebenbürgen angehören und gewährt so einen Einblick in die Mannigfaltigkeit Siebenbürgens in mineralischer Hinsicht. Aber auch ihr Reichthum ist beachtenswert. Die Anzahl der Stufen mit Gediegen-Gold beträgt 430. Es sind fast durchgehends siebenbürgische Stufen von dem mannigfaltigsten Vorkommen.

Ebenfalls im Eigenthume des evangelischen Gymnasiums ist die sogenannte „Kapellenbibliothek,“ welche sich über der Sacristei der evangelischen Pfarrkirche befindet und an 300 Incunabeln des 15. Jahrhunderts und ebensoviele Druckwerke besitzt, die ihrer Entstehung nach zwischen 1501 und 1540 fallen. Das älteste Buch der Sammlung, ein Mainzer Druck, stammt aus dem Jahre 1469. Reiche Urkundensätze enthalten das sächsische National- wie das städtische Archiv.

Von Bedeutung ist auch die reiche Sammlung des naturhistorischen Vereines, der das von Franz Binder geschenkte „Afrikanische Museum“ einverleibt ist.

Das wissenschaftliche Leben Hermannstadts wird auch durch zwei Vereine, welche hier ihren Sitz haben, den Verein für siebenbürgische Landeskunde, wie durch den Verein für Naturwissenschaften gefördert.

Der Kunst dient außer der Gemäldegallerie ein Theater, das aus einem alten, dicken Thurm erbaut ward und nachdem es abgebrannt war, 1827 wieder hergestellt wurde.

Bezüglich des Musiklebens in Hermannstadt fällt der officiële Bericht der Wiener Weltausstellung das anerkennende Urtheil: „Hermannstadt besitzt

eine blühende Musikschule und einen hohen, künstlerische Ziele verfolgenden Musikverein.“ Beides ist ein Verdienst des ausgezeichneten, am 13. November 1879 verstorbenen Organisten und Musikvereins-Directors Hermann Boenike, der, bevor er in Hermannstadt seine erfolgreiche Thätigkeit begann, eine Organistenstelle in Quedlinburg, dann in Aschersleben bekleidete und durch seine Compositionen, wie seine „Chorgesangschule“ auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Hermannstadt ist der Sitz des k. k. Militär-Commandos für Siebenbürgen. Zur Unterbringung des in Hermannstadt stets zahlreichen Militärs dienen mehrere stattliche Kasernen, unter denen besonders die schon erwähnte neue, großartige, vom Staate aufgeführte Artillerie-Kaserne zu nennen ist. In Hermannstadt hat auch der Obergespan des Hermannstädter Comitates, der zugleich den Titel eines Comes der Sachsen führt und im sächsischen Nationalhause wohnt, sowie das Comitatsamt seinen Sitz. Außer diesem Amte und der Nationsuniversität sind in Hermannstadt ein kön. Gerichtshof, eine Finanzdirection, ein Hauptzollamt, eine Postdirection, ein Bau- und ein Lottoamt. Auch der Superintendent und das Consistorium der evangelischen Landeskirche N. B. in Siebenbürgen haben hier ihren Sitz, ferner der Erzbischof und Metropolit der griechisch-orientalischen Kirche in Ungarn und Siebenbürgen mit seinem Archidiöcesan-Consistorium.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt ist das bürgerliche Siechenhaus die älteste. Seine Gründung geht in das 13. Jahrhundert zurück. Es hat die Bestimmung, arme, alte und franke Personen aufzunehmen und zu pflegen. Das große Militärspital und das Franz Josef-Bürgerhospital sind Schöpfungen der Fünfziger-Jahre unseres Jahrhunderts, ebenso das Landes-Irrenhaus.

Waisenhäuser hat Hermannstadt zwei, ein evangelisches und ein katholisches, das sogenannte Theresianische. Das bedeutendere ist das letztere. Gegründet ward es 1770 in jenen Localitäten, die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia für die aus den österreichischen Erbländern hieher überführten evang. Transmigranten erbaut waren, für dieselben sich aber unzuweckmäßig erwiesen. Das kleine evang. Waisenhaus besteht seit dem Jahre 1844. Eben wird daran gegangen, dieser Anstalt ein neues Gebäude sammt einem Gotteshause, das zugleich die evangelische Kirche der „Josefstadt“ sein soll, zu schaffen.†

Hermannstadt ist eine hauptsächlich vom Gewerbe lebende Stadt. Handel wird darin mit der benachbarten Walachei wohl getrieben, er ist aber noch schwach genug.

Unter den Spaziergängen und Belustigungsorten ist die Stadtpromenade zunächst zu nennen. Vor etwa 70 Jahren aus den Gräben und Wällen der Stadtbefestigung als untere und obere Promenade angelegt, bildet sie mit ihren breitschattigen Laubdächern einen Erholungsort, wie keine andere siebenbürgische Stadt einen solchen besitzt. Seit dem 24. April 1879

hat Hermannstadt auch einen ganz netten Stadtpark, der sich im Laufe der Jahre sicher noch trefflich entwickeln wird. Gegenwärtig aber besitzt die Erlenpromenade, die von dem Südwestende der Stadt, an dem sogenannten Schewisbache, in $\frac{3}{4}$ Stunden zu einem großen Eichenwalde, dem sogenannten „Jungenwalde“ führt, einen höhern Wert. Noch ist die Promenade nicht viel über 20 Jahre alt und die Bäume gewähren, bis auf die paar alten Erlen, die von früherher noch vorhanden sind, wenig Schatten. Aber von da schweift der Blick hinüber auf die imposante Kette der kühn emporstarrenden Fogaraser-Karpathen und auf die sanftern Formen des Zooder- und Heltauer-Gebirges,^{*)} das von dem Altthale sich nach Westen zieht. Ein herrlicher Anblick!

Der „Jungewald“ ist einer der schönsten Eichenwälder, die ich in Deutschland und Oesterreich-Ungarn gesehen habe. Mächtig erheben sich darin 7—8 Jahrhunderte alte Stämme mit ihren breiten Ästen. Sie sind geblieben, ob auch um sie alles sich änderte. Wenn sie erzählen könnten, sie würden berichten, was die Stadt, auf deren Boden sie stehen, im Laufe der Zeiten alles gelitten und geleistet, wie dieselbe der Christenheit und des Reiches Bollwerk stets gewesen und wie in ihr, rings umbrandet von Barbarei, doch Bildung und Sittigung so kräftig gedieh. Wenn ich, wie dies nicht selten geschah, gegen Abend einsam durch den herrlichen Wald wandelte, fielen mir auch unter diesen deutschen Eichen Körners schöne Worte ein:

„Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
 Viel des Schönen starb den frühen Tod,
 Durch die reichen Blätterkränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendroth.
 Doch um das Verhängnis unbekümmert,
 Hat vergebens Euch die Zeit bedroht,
 Und es ruht mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod bestehen!“

Nördlich von Hermannstadt liegt der „alte Berg,“ über den sich die Hermannstädter Weingärten ausbreiten. Die edlen Traubenforten, die hiev mit Sorgfalt angepflanzt und gepflegt sind, erreichen seltener einen höheren Grad der Güte, aber trotzdem bieten die Weinberge und ihre Villen, wo sich die Stadt mit dem herrlichen Hochgebirge im Hintergrunde gar malerisch zeigt, nicht wenig Vergnügen. Die Landhäuser am alten Berge sind zum Theil recht nett, den besten Eindruck jedoch macht die durch besondern Geschmack in der Anlage und Ausführung ausgezeichnete, eben erst vollendete Villa „Mendwich.“ Östlich von dem alten Berge, $\frac{1}{2}$ Stunde von Hermannstadt, liegt Hammersdorf am Fuße freundlicher Berge. Oft erging ich mich auf diesen Höhen und nicht selten war es am Sonntagsmorgen.

*) Es ist ein Theil der von uns oben „Sibinsgebirge“ genannten Gruppe.

An einem solchen will ich auch Dich hinaufführen, lieber Leser. Es ist noch frühe, in der Stadt sind die Läden der Fenster noch geschlossen. In den Gassen ist es still, nur hie und da sieht man einen Wagen, der einer Gesellschaft harrt, oder es sammeln sich ein paar muntere Fußgänger, um dahin oder dorthin einen Ausflug zu unternehmen. Auch wir sind wohlgenuth und eilen rasch durch die Gassen der Stadt, dann an dem Bahnhofe vorüber Hammersdorf zu. Da liegt er, der alte sächsische Ort, wie angelehnt an die Berge, die freundliches Nebengewinde, prächtiger Nuss- und Eichenwald und üppige Felder decken. Nachdem wir die Cibinsbrücke passiret haben, treten wir in das Dorf ein. Wir finden es sauber gekehrt. Der Bauer ruht von seiner Arbeit. Es ist:

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot.

Wir kommen zu der Kirche, die schon seit Jahrhunderten vom grünen Hügel sich erhebt und von einem altersgrauen starken Thurme, den nur ein niederes Dach krönt, überragt wird. Daneben aber grüßt uns das freundliche Pfarrhaus, das durch M. Acker, den ausgezeichneten, über die Grenzen Siebenbürgens weit bekannten Archäologen und Naturforscher, der dort am 13. August 1862 in hohem Alter als Pfarrer starb, für alle Zeit geweiht bleibt. Dann steigen wir den steilen Rücken des sogenannten „Wergelberges“ hinan, an den Weingärten vorüber. Wir kommen in den duftenden Nuss- und von da in den schönen Eichenwald. Hier lagern wir uns. Dürres Holz ist rasch gesammelt und bald flackert ein lustiges Feuer. Aus dem langen, kräftigen Ast einer Haselstaude, den wir auf dem Wege geschnitten, haben wir uns einen Spieß bereitet. An ihn stecken wir das Stück rohen Fleisches, das wir uns zum Frühstück mitgebracht haben. Der Spieß dreht sich in der Hand, der Braten bruzelt, . . . das Frühstück ist bereit. Mit größerem Appetit als sonst daheim wird es hier in dem herrlichen Walde genossen. Ein Glas feurigen Siebenbürger Weins macht die Stärkung erst vollkommen. Wir ruhen nun noch ein wenig. Ungern scheiden wir von dem lieb gewordenen Orte, nur der Gedanke an einen edleren Genuss, der uns bevorsteht, läßt uns von hinnen gehen. Wir steigen zu dem höchsten Punkte der Hammersdorfer Bergreihe empor. Vor uns liegt nun das herrliche, vom glänzenden Flusse durchfurchte Cibinsthal. Gegen Süden wird es auf der einen Seite des Altdurchbruches von dem schönen Cibinsgebirge, auf der andern von den stolzen Höhen des Fogaraser-Gebirges abgeschlossen. In der Mitte des Thales aber, umkränzt von Wald und Wiesen, von Feldern, von Gärten und von Ortschaften, liegt Hermannstadt, aus dessen Mitte die alte prächtige evang. Hauptkirche mit ihrem massiven Thurme emporsteigt. Oft saß ich auf dem Berge oben und schaute hinab in das Thal. Mein Auge haftete bald an den blauen Bergen in der Ferne, bald an dem reizenden Thale darunter,

balb suchte es auch aus der Zahl der Häuser in der alten Sachsenstadt des lieben Vaters Haus. Unter solcher Betrachtung ward mir das Herz so voll und die Brust so weit und die gehobene Stimmung wuchs nur noch mehr, wenn die Sonntagsstille unterbrochen wurde von dem hellen Glockengeläute, das aus dem nahen Hammersdorf heraufdrang oder von den dumpfen, trauten, wohlbekannten Tönen, die drüben in der Vaterstadt eben zum alten Gotteshause riefen! —

Über den Ursprung von Hermannstadt sind wir nicht unterrichtet. Die Sage erzählt, die Stadt sei durch einen gewissen Hermann, den Urenkel eines Nürnberger Bürgers, der sich unter Karl dem Großen im Kriege gegen die Longobarden ausgezeichnet habe, gegründet worden. Sicher ist mir, daß Hermannstadt unter Geisa II. seinen Anfang genommen hat und wahrscheinlich, daß der Ort von einem Deutschen, namens Hermann, gegründet ward. Darauf weist auch der lateinische Name villa Hermanni in einer Urkunde von 1223, worin die Grenzen von Michelsberg beschrieben werden. Hermannstadt bildete sich im Verlaufe der Zeit zum Hauptorte der Hermannstädter Provinz heraus, welcher durch Andreas II. (1224) der goldene Freibrief zu theil ward. Für Hermannstadt, Leischkirch, Schenk wurde eine eigene Propstei errichtet, die von dem siebenbürgischen Bischof unabhängig blieb.

Von den Mongolen wurde — wie ein Erfurter Dominicaner berichtet — auch „Hermannsdorf“ erstürmt, die Bevölkerung bis auf Hundert erschlagen und das Kloster der Predigermönche daselbst angezündet.

Unter Ludwig I. blühte in Hermannstadt Gewerbe und Handel. Hier ward 1376 die der Kunstverbesserung gewidmete Versammlung unter Bischof Goblinus abgehalten. Im Hermannstädter Gau bestanden damals neunzehn Zünfte mit 25 Gewerben. Die Hermannstädter Kaufleute aber zogen nach Prag, Wien, Danzig, Krakau, nach Venedig und Zadra in Dalmatien, auch in das byzantinische Reich. So wuchs denn der Wohlstand der Stadt bedeutend. Er ward namentlich zu Zwecken der Bildung und Humanität benützt. Schon entstand eine Bibliothek in der Hermannstädter Kirche und neben dieser ein Schulgebäude. Man sorgte aber auch für die Befestigung der Stadt. Und nicht ohne Grund. Im Jahre 1432 erschienen die Türken auch vor den Mauern Hermannstadts, 1437 und 1442 nahen sie wieder. Aber jedesmal mußten sie abziehen, ohne der festen, wohlvertheidigten Stadt einen Schaden zugefügt zu haben. In dem letzteren Jahre siegte Hunyadi vor Hermannstadt. Neue Befestigungen entstanden, aber auch das Kunstgewerbe, namentlich das Goldschmiedehandwerk, blühte in der Sachsenstadt. Nicht selten war's, daß Gesellen des Goldschmiedegewerbes aus deutschen Städten, wie Nürnberg, Halberstadt ꝛc. nach Hermannstadt „in die Fremde“ kamen.

Von den Türkeneinfällen des Jahres 1479 und 1493 ward Hermannstadt nicht berührt, doch zeichnete sich sein Bürgermeister Georg Hecht in den durch dieselben veranlaßten Kämpfen aus. Die Reformation fand rasch in Hermannstadt Eingang. Paul Wiener, wegen seines protestantischen Glaubens aus

Krain verdrängt, ward 1553, als Hermannstädter Pfarrer, erster evangelischer Bischof. Bis zum Jahre 1526 hatte sich Hermannstadt herrlich entwickelt. Mit den siebenbürgischen Fürsten kamen für die Stadt trübere Zeiten. In dem Kampfe zwischen Johann Zapolya und Ferdinand stand sie, geleitet von dem wackeren Sachsegrafen Markus Pemslinger, treu zu dem letzteren und hielt deshalb auch eine 7jährige Belagerung aus, bis sie sich endlich ergeben mußte. Außerlich war nun Hermannstadt auf Zapolyas Seite und nach dessen Tode mußte es auch seinen Sohn anerkennen, für welchen zunächst dessen Mutter die Vormundschaft führte. Im Jahre 1551 nahm jedoch Ferdinand von dem Lande Besitz und seine Soldaten rückten auch in Hermannstadt ein; aber sie hausten in schrecklicher Weise darin. Ihr Führer Castaldo war ein ungeschlachter, hochmüthiger Mensch. Auf dessen Wunsch und unter Hallers Leitung verstärkte Hermannstadt seine Befestigungen. 1555 zogen Ferdinands Truppen ab, die Pest kam und richtete großes Unheil an. Damals ward der „große“ evang. Friedhof angelegt. Siegmund Zapolya und Isabella kehrten wieder in das Land zurück. Ein von dem Hermannstädter Pöbel übel behandelter Isabellischer Führer steckte am 31. März 1556 Hermannstadt in Brand. 556 Häuser sanken in Asche, zwei Pulverthürme flogen auf, 81 Menschen kamen um. Von dem wuthentbrannten Volke aber wurde der Sachsegraf Roth, dem man die Schuld an dem Unglücke zuschrieb, getödtet. Sein Nachfolger ward Petrus Haller. Am 7. November 1570 wurde abermals ein großer Theil der Stadt eingeeäschert.

Die Wirksamkeit des Sachsegrafen A. Guet für das ganze Sachsenvolk kam natürlich auch den Hermannstädtern zugute. Doch sorgte er auch, wie erzählt wurde, für das geistige Gedeihen der Stadt. In seine letzte Lebenszeit fällt jener traurige Krieg, der durch Siegmund Bathoris Unselbstständigkeit hervorgerufen wurde. Auch Hermannstadt hatte unter den Greueln desselben entsetzlich zu leiden. Dazu gesellte sich die Pest. — Gabriel Bathori nahm Hermannstadt listiger Weise ein und vergewaltigte es so, daß in der verödeten Stadt nur 53 Hauswirte übrig waren, als sein Nachfolger, der tüchtige Gabriel Bethlen, dieselbe den Sachsen wieder herausgab. Hermannstadts alte Kraft, schon bisher zerrüttet, war nun ganz gebrochen. Gewerbe und Handel, die Quellen des früheren Wohlstandes, gab es kaum mehr.

In dem Kampfe zwischen Achatus Barcsai und Rakoczzy ward die Stadt, da sie den ersteren mit den Türken in ihre Mauern hatte aufnehmen müssen, von Rakoczzy belagert. Die der Stadt zufließenden Gewässer wurden von dem Feinde abgeleitet. Das Korn, das in den Korngruben reichlich vorhanden war, mußte auf Röß- und Salzmühlen gemahlen werden. Um den Feinden keine Unterstützung zu gewähren, hieben die Hermannstädter selbst die Obstbäume vor der Stadt nieder und zerstörten die Meierhöfe. Aber Rakoczzy konnte Hermannstadt nichts anhaben. So zog er wieder ab und bald

folgte ihm Barcsai. Nachdem die Stände mit Leopold I. verhandelt hatten, erhielt auch Hermannstadt wieder österreichische Besatzung, ja es ward für einige Zeit Landeshauptstadt.

Von dem (Kakoczj'schen) KuruzenKriege ward Hermannstadt ebenfalls heimgesucht. Für die kaiserlichen Truppen gaben die Bewohner all ihr Geld hin, ja sogar ihre Kostbarkeiten. Seit dem Szathmarer Frieden hatte Hermannstadt Ruhe. Doch die Stürme der ungarischen Revolution im Jahre 1848 giengen auch über diese Stadt hinweg. Hermannstadt ward darauf wieder, was es ein halbes Jahrhundert nicht gewesen war, Landeshauptstadt. Die Zeit des österreichischen Absolutismus bezeichnet für die Stadt neuerdings eine Periode des Lebens und Aufblühens. Als aber später Hermannstadt die meisten Landesbehörden genommen wurden, als es dann auch aufhörte, Hauptstadt des Sachsenlandes zu sein, da dieses der neuen Comitats-eintheilung zum Opfer fiel, verlor die deutsche Stadt viel von ihrer Bedeutung. Von den seit 1868 eröffneten siebenbürgischen Eisenbahnen ward der alten Sachsenstadt auch nur eine Sackbahn zutheil, die keineswegs im Stande ist, Handel und Wandel in Hermannstadt zu heben.

Doch wenn auch die Gegenwart der Stadt trübe ist, ihre Vergangenheit hat des Erhebenden genug. In allem Wechsel der Zeit hat Hermanns doch eines unerschütterlich bewahrt: seine deutsche Ehre.

Von Hermannstadt über einen Theil der Südkarpathen nach Petroseny.

(Heltau. — Michelsberg. — Gözenberg. — Praesbe. — Riu Sadului. — Resinar. — Andreas Frhr. v. Schaguna. — Falkenstein. — Sibinssee. — Sibin. — Piatra Alba. — Faringul. — Schyl.)

Etwa eine Meile südlich von Hermannstadt liegt Heltau, wohl das schönste Dorf in Siebenbürgen, von herrlichen Obstgärten und trefflichem Walde umkränzt, in einem anmuthigen Thale, am Fuße des Gözenberges. Die größtentheils stockhohen und oft auch ziemlich breiten Wohnhäuser verleihen dem Orte ein mehr städtisches Aussehen. Heltau scheint schon in der ältesten Zeit ein bedeutender Gewerbeort gewesen zu sein, denn schon im 15. Jahrhundert bestand hier eine Zunft der Sichel schmiede, welche das ausschließliche Recht der Sichelherzeugung in der Hermannstädter Provinz besaß. Seit dem 15. Jahrhundert betreibt Heltau auch das Gewerbe der Wolllenweberei, deren Erzeugnisse nach Ungarn, Slavonien und Croatien versendet werden. So gedieh eine große Wohlhabenheit in dem Orte. Die deutschen Bewohner der 3258 Seelen zählenden Bevölkerung zeichnen sich durch männliche Schönheit, durch hohen und gefunden Körperbau aus. Die evangelische Kirche, ehemals der heiligen Walpurgis geweiht, ist ein vorzügliches Werk gothischer Bauart. Stattlich erhebt sich über ihr der Thurm mit vier Thürmchen an den Ecken. In der

Kirche ist das Altarbild, das Werk eines gewissen Vincentius, aus dem Jahr 1525, bemerkenswert.

Südwestlich von Heltau führt der Weg durch duftende Obstgärten nach Michelsberg, einem nur etwa 780, fast durchaus sächsische und evangelische Bewohner zählenden Dörflein, das in einer tiefen und engen Thalschlucht, größtentheils zu beiden Seiten eines klaren Baches, liegt. Die sehr betriebsamen Einwohner des Ortes nähren sich vom Feldbau, vom Holzhandel, vorzüglich aber von der Obstkultur und der Strohhutfabrication. Auf dem linken Ufer des Baches erhebt sich, unmittelbar über dem Dorfe, auf einem Gneisfelge, im romanischen Stile erbaut, die Burgkirche des heiligen Michael. Sie ist einfach und schlicht in Anlage und Ausföhrung. Nur das Westportal ist kunstreicher. Zum Gottesdienste wird sie nicht benützt, vielmehr enthält sie die Habseligkeiten der Dörfler. Auf den Mauern lagen früher große runde Sandsteine, die bei drohender Gefahr auf die heranstürmenden Feinde herabgewälzt wurden. Solch eine Steinkugel mußte jeder Bursche hinaufwälzen, bevor er seine Braut zum Altare führen durfte. Noch liegen innerhalb des Burgraumes eine Anzahl derselben.

Gar manchen hat das alte Burggemäuer auf der bewaldeten Höhe und die schöne Landschaft, die davor liegt, poetisch gestimmt. So singt J. R. Schuller (s. oben S. 49):

Hoch auf der Michelsburg oben, *1000000*
 Da steht ein Klosterbau,
 Es sind die Dächer zerfallen,
 Die Mauern sind morsch und grau.

Und nicht mehr waltet zum Berge
 Des Dorfes andächt'ge Schar;
 Sie bringt in anderer Weise
 Dem Herrn ihr Opfer dar.

Ich saß da oben und schaute,
 Von wonniger Luft erfüllt,
 Fern in dem Thale mein Heltau
 Und sel'ger Kindheit Bild.

Da rauschten die Töne der Orgel
 Erhebend zu mir empor
 Und in der Kirche tief unten
 Sang laut der Gemeinde Chor.

Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde oberhalb Michelsberg, in der engen Thalschlucht ist der „halbe Steine,“ eine gewaltig über den Bach herüberhängende Felsmasse.

Da verlassen wir das schöne Thal. Unser Pfad führt rechts den Berg empor durch prächtigen Buchenwald zu dem „Rosengarten“ und von da auf den Gipfel des 1384 Meter hohen Gözenberges. Dort weidet sich unser Blick gegen Norden an dem herrlichen Eibinöthal, gegen Süden an dem freundlichen, vom klaren Fluß durchrauschten, von mächtigen Bergen eingeschlossenen Czoodthal, in dem Riv Sadului liegt. So schön auch das Bild ist, das sich uns von der Höhe des Gözenberges aus bietet, höheren Genuß haben wir von dem 1845 Meter hohen Praesbe, der, dem Gözenberge gegenüber, jenseits des Czoodthales sich erhebt. Im Osten steigen da vor dem erstaunten Blicke die gewaltigen, mannigfach geformten Höhen des



Michelsberg.

südöstlichen Grenzgebirges auf. Wie ein Silberband durchzieht der Alt die weite Ebene davor, in der zahllose Dörfer im grünen Blätterschmucke liegen. Gegen Norden hin begrenzen Hügelreihen, vom blauen Dunst umflossen, den Blick; fast bis an den Fuß unseres Gebirges aber breitet sich die reizende, fruchtbare Eibinsebene aus mit ihren fastig grünen Wiesen, ihren dunklen Eichenwäldern, ihren blühenden Gärten und wogenden Getreidefeldern, mit ihren freundlichen, wohlhabenden Ortschaften, aus deren Mitte das alte deutsche Hermannstadt dem Blicke in seinen Einzelheiten erkennbar ist. Gegen Westen endlich schweift das Auge bis an die Höhen des siebenbürgischen Erzgebirges. Mit Entzücken verweilen wir auf dem schönen, wechselvollen Bilde. — Doch wir wollen hinabsteigen in das Thal des Czood.

An dem tosenden Flusse, der sich in silberklaren Wellen über große Gneis- und Quarzblöcke, die in seinem Bette liegen, dahinstürzt, gehen wir aufwärts.

Zwei Stunden lang ziehen sich die zerstreut liegenden Häuser und Hütten des an dem Wasser liegenden Kiu Sadului hin. Dieses ist keine eigene Gemeinde, sondern gehört zu dem nördlich, jenseits der Berge, gelegenen großen Dorfe Resinar, das nur $1\frac{1}{2}$ Stunden von Hermannstadt entfernt, von der Stadt durch den „Zungenwald“ getrennt wird. Resinar hat mit seinen Weilern Kiu Sadului und Trainei 5569 Einwohner. Es ist eines der stattlichsten und wohlhabendsten rumänischen Dörfer, das in ausgebreiteter Schafzucht, aber auch im Bretterhandel die Quelle seines Erwerbes findet. Unter den vier Kirchen Resinars ist besonders die eine der griechisch-orientalischen durch ihre Bauart, Größe und den inneren Reichthum an Malerei und vergoldetem Schnitzwerk ausgezeichnet. Resinar ist seit dem Jahre 1873 für das ganze rumänische Volk Siebenbürgens und Ungarns ein geweihtes Stück Erde. Ruht doch hier der Mann, der fast drei Jahrzehnte der Führer seines Volkes war und der politische und culturelle Erfolge zu verzeichnen hat, wie wenige: Andreas Freiherr v. Schaguna. Eigentlich kein Rumäne, sondern einer makedonisch-walachischen Familie entstammend, war er zu Miskolcz am 1. Jänner 1809 geboren, seit 1837 Mönch des Klosters Hopowa in Syrmien und seit 1846 Administrator, dann Bischof, später Erzbischof und Metropolit der griechisch-orientalischen Kirche rumänischer Zunge in Ungarn und Siebenbürgen. Die Gründung dieser Metropole ist sein Verdienst. Außerlich schon durch die hohe Gestalt, den edel geformten Kopf, den wallenden Bart ausgezeichnet, hat er durch seine Geistesgaben, seine Umsicht und Klugheit, aber auch durch die Macht seines Charakters sein Volk gelenkt. Ein treuer Anhänger der habsburgischen Dynastie, wurde er wiederholt von Sr. Majestät ausgezeichnet. In Hermannstadt gründete er eine griechisch-orientalische Diöcesandruckerei, als deren bedeutendstes Werk er gerne die 300 Bogen in Großfolio umfassende griechisch-orientalische Bibel zeigte. Das Seminar wurde verbessert und so die Bildung der rumänischen Geistlichen und Lehrer gehoben, das Volksschulwesen in ernste Pflege genommen, Mittelschulen wurden gegründet und manchem strebsamen rumänischen Jüngling die Mittel gegeben, sich an deutschen oder französischen Universitäten höhere Bildung zu erwerben. Deutsche Bildung schätzte Schaguna besonders hoch. Aus Dankbarkeit für den Segen, den das evangelisch-deutsche Gymnasium in Hermannstadt auch der rumänischen Jugend brachte, ließ er das Programm dieser Anstalt alljährlich unentgeltlich in seiner Druckerei herstellen. Eine Fülle neuen Lebens ist von diesem Manne für das rumänische Volk ausgegangen. Als er am 28. Juni 1873, von dem Tode gebrochen, den Hirtenstab für immer niederlegte, da konnte man wohl auch sagen: „Ein ganzes Volk steht weinend

an seiner Bahre.“ Wir aber konnten an seiner letzten Ruhestätte nicht vorübergehen, ohne seiner zu gedenken.

Doch nun wieder hinüber in das romantische Thal des klaren, rauschenden Czood! Wir wandern an dem Flusse hinauf. Bald führt uns, wenn wir Kiu Sadului passiert haben, der Weg unter schattigen Buchenzweigen einen Berg empor, hoch über dem Felsenbett des Czood. Wieder herabgestiegen setzen wir über den Fluß. Da plötzlich sehen wir, uns gegenüber,



Metropolit Andreas Freiherr v. Schaguna.

eine schroff abfallende gigantische Felswand, wo nur Adler und Falken horsten; den Falkenstein; darunter aber stürzt sich schäumend und tosend der Czood dahin. Dann gehen wir aus dem Flußthale wieder hinauf in die Bergwälder, die bald aus Buchen, bald aus Tannen bestehen, und gelangen so zu dem Knotenpunkte dreier Gebirgszüge, die nach Norden und Osten ziehen, zum Kurmeture Stephilestilor. Von hier wandern wir zum Ursprung jenes Flusses, an dem Hermannstadt liegt, des Cibin. Der Cibin entspringt zweien Gebirgsseen, dem großen und dem kleinen Säser. Beide sind nur

durch den 2251 Meter hohen Czindrell von einander getrennt. Wir betrachteten den ersteren. Meerzange oder Zäsur nennt ihn das Volk, wie alle Gebirgsseen, und glaubt auch von ihm, er stehe mit dem Meere in Verbindung. Einst sollen — so erzählt man — Schiffstrümmern auf seine Oberfläche getrieben worden sein. Es war ein trüber Augusttag, als ich den See zum erstenmale besuchte. Ich hatte mit meinen Begleitern in einer unfern des Sees gelegenen Sennhütte, zu der wir den ganzen vorhergehenden Tag von Michelsberg aus emporgestiegen waren, übernachtet. Sennhütten gibt es überhaupt in dem Cibinsgebirge zu Hunderten. — Gerade dieser Theil des Gebirges ist die hauptächlichste Stätte der Alpenwirtschaft in Siebenbürgen. Tausende von Schafen werden auf die saftigen Weiden, die höher als die dunklen, würzigen Tannenwälder liegen, getrieben, „wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai,“ und wieder herabgeführt, wenn der Herbst herankommt. Dort oben bei seinen Schafen verbringt der Tschoban (rumänische Hirt), nur mit Hemd und Unterhose angethan, den Gürtel um die Hüften, die Pelzmütze auf dem Haupte, den zottigen Schafpelz etwa noch auf dem Rücken, den Sommer, sein einsames, stummes Hinbrüten nur mit den gedehnten Tönen seiner Hirtenflöte unterbrechend. Aber manchmal wird sein Gemüth auch tief aufgeregt. Treiben sich doch in den Karpathen noch Bären herum, die bisweilen in die Herden der feinsten Schafe einbrechen, um sich hier ihre Kost zu bestellen. Da gilt es aufzupassen, daß kein Schaf verloren werde. Am Morgen und am Abend aber treibt der Hirte seine Thiere in die Hürde, wo das Melken besorgt wird.

All diese Bilder des Alpenlebens hatten sich mir auch damals, wie oft nachher, geboten, doch das erstemal weniger reizvoll, da das Wetter trüb und regnerisch war. Gerne hätten wir draußen, wie so oft, unter dem blauen Himmel mit seinen funkelnden Sternen, mitten in dem prächtigen Tannenwalde, beim lodernnden Feuer geschlafen, aber der Bitterung halber mußten wir ein schützendes Dach aufsuchen.

So begaben wir uns in die Sennhütte. Die rumänischen Senner, froh, daß sie wieder einmal Menschen sähen, und noch mehr darüber erfreut, daß es „Herren“ seien, von denen sie Vortheil ziehen könnten, nahmen uns gastlich auf. Sennerinnen gab's nicht; denn diese fehlen im Gegensatz zu den Alpen meist in den siebenbürgischen Karpathen. — Die Hütte war aus Tannenstämmen zusammengefügt, doch schlossen diese nicht dicht aneinander. Das Dach war mit Baumrinden gedeckt. Zuerst trat man in die „Stube,“ dann in das für Wolle und Käse bestimmte Magazin. In der „Stube“ loderte in einer Vertiefung des Bodens ein mächtiges Feuer, dessen Rauch sich den Ausgang suchte, wo er ihn eben finden konnte. Der Fußboden war bloß und höckerig, da man das Felsgestein desselben nicht ganz beseitigt hatte. Unter dem Dache hiengen geräucherte Schafstücke. Wir bereiteten uns eine Suppe, um uns zu erwärmen. Die Senner erzählten uns in rumänischer Sprache

allerlei Geschichten, meist Bären geschichten, und baten uns um Pulver. Gegen 10 Uhr versuchten wir auf Kleidern, die über den harten Boden gebreitet wurden, zu schlafen. Aber an den Wänden, wo unsere Köpfe lagen, blies die kalte Luft gar scharf herein, die Füße dagegen, die sich in der Nähe des Feuers befanden, wären schier verbrannt. Draußen plätscherte der Regen auf das Dach und, da es mangelhaft war, fielen auch auf uns einzelne Tropfen. Vom Schlafen konnte nicht die Rede sein.

Da plötzlich, es mochte gegen 2 Uhr sein, erscholl heftiges Hundegebell; der Bär, der die Sorge der Hirten und Sennern so rege gehalten, hatte sich abermals der Herde genähert. Doch diesmal vergebens. Der Morgen kam, noch regnete es, es war trostlos. Die Sennergeschichten konnten uns auch nicht mehr befriedigen und die Melkerei, der wir beiwohnten, gewährte uns nicht viel Interesse. Wollten wir doch heute noch an den See! Gegen zehn Uhr ließ der Regen nach. Wir brachen auf. Noch immer war die Landschaft in Nebel gehüllt. Unter solchen Umständen kamen wir nach zweistündiger Wanderung an dem östlichen Rande des Seesessels an. Wir siengen schon an, hinabzusteigen, da brach die Sonne durch, der Nebel begann zu zerreißen und endlich sahen wir in der Tiefe den See grün erschimmern, wie einen Edelstein, umrahmt von steilen Bergwänden. Auf der westlichen derselben zog sich das Grün der Alpenrosensträucher hin. — Auch der Poesie duftige Ranken waren damals schon um den See geschlungen. Hatte doch ihn der Sängereinst die Worte dargebracht:

In des See's kranke Wellen
Blickt die Sonne tief herab,
Ewig aus verborgenen Quellen
Füllet sich das Wassergrab.

Um und um erstarrt das Weben
Der stets schaffenden Natur,
Raum erzwingt ein karges Leben
Nehzend sich die Creatur.

Tiefe Stille an den Lehnen
Des Gebirges ringsumher
Und ein leises Heimatssehnen
Weckt in Dir der Felsen Meer.

Doch, wenn an die grünen Niesen
Wild empört der Nordwind schlägt,
Über Schland' und Alpenwiesen
Seinen eis'gen Athem trägt;

Oder, wenn im Walde klaget
Dumpf und ängstlich der Föhu,

Vor ihm her die Windsbraut jaget
Über die beschneiten Höh'n,

Wenn der See mit hohlem Brausen
Brandet an dem Kesselrand;
Fühlst Du mit bangem Grausen
Des Allmächt'gen strenge Hand.

Nur an seiner östlichen Seite ist der See bequem zugänglich. Auf seiner Nordseite entspringt der Eibin als kleines Bächlein. Sein rascher Lauf geht durch enge Schluchten, die von düstern, duftenden Tannen und von andern würzigen Waldesgrün eingefasst sind. An einer Stelle wird er in ein hohes Felsenthor eingeeengt und durch einen mächtigen Granitblock in zwei Theile gespalten. Weiter unten aber stürzt er sich in wildschöner Umgebung von einem haushohen Felsen in ein großes selbstgebildetes Bassin. Unterdes ist auch der kleine Eibin durch mächtige tannenbesäumte Schluchten, aber auch an grünen Matten vorbei, tosend und schäumend herabgekommen. Nicht gar weit oberhalb des Dorfes Guraviu im freundlichen begrünten Thale fließen die beiden Eibin zusammen und eilen so in dem immer breiter werdenden Thale hinab. Doch wir wollen den Fluß nicht weiter mehr verfolgen. Unser Weg führt von dem großen Eibinsee weiter nach Westen. Im Osten den 2234 Meter hohen, mit isländischem Moos reichbedeckten Czindrell lassend, wenden wir uns dem Mühlbach zu, der nicht weit davon entspringt. Dann aber geht es südlich nach Piatra Alba, dem von reichen Alpenweiden, von weißschimmernden Quarzfelsen und klaren Wassern umgebenen Grenzposten. Von da wandern wir südlich nach Pojana Muzeri und Kapra. Hier fällt der Blick auf den gegenüberliegenden Paringul, der nur wenige Schritte entfernt scheint, aber von der Kapra durch eine tiefe Schlucht getrennt ist. Steil strebt er empor, auf seinen Wänden von dichtem Schwarzwald bedeckt und in zackige Spitzen auslaufend. Mit jugendlichem Ungestüm und wild schäumend stürzt sich hier der Schyweg über gewaltige Felsstufen hinab, mit anderen Bächen den ungarischen Schyl zu bilden. Wir besteigen den Paringul nicht, sondern lassen uns in das Thal des ungarischen Schyl hinab. Dies führt uns nach dem großartigen Felsenthor des Vulcaner-Passes, an dessen Eingange sich mit dem ungarischen der walachische Schyl vereinigt. Die Gegend, nach Siebenbürgen hin durch den Dealu Babi abgeschlossen, ist idyllisch schön. In dem saftigen Thalgrunde wohnen die Bauern von 13 rumänischen Dörfern mitten in ihren Wiesen und Gärten, von der übrigen Welt ganz abgeschieden. Heute liegt in dem Thale des ungarischen Schyl auch der Endpunkt der ersten Siebenbürgen-Bahn: Petroseny.

Von Petroseny über Mühlbach nach Hermannstadt.

(Petroseny). — Hageger-Thal. — Hageg. — Barhely auf den Trümmern von Sarmizegethusa. — Rejesat. — Vajda-Hunyad. — Kis Kalan. — Piski. — Tordas. — Broos. — Brotfeld. — Alwinz. — Karlsburg. — Mühlbach. — Großpold. — Orlat und Gurariu. — Großau. — Reppendorf.)

Petroseny ist noch sehr jung. Es besteht erst seit 1868 und zählt bereits 10.000 Einwohner. Der Ort liegt in einem reizenden, $5\frac{1}{2}$ Meilen breiten und über einige Meilen langen Bergkessel am Fuße des Paringul und ist durch das Steinkohlenlager daselbst veranlaßt. Schöne, gerade Gassen bilden die Häuser, in denen die Arbeiter der beiden Werke, die theils dem Staate, theils der Kronstädter Bergbau-Actien-Gesellschaft gehören, untergebracht sind. Daneben haben Geschäftsleute allerlei Art, wie sie das Bedürfnis des Tages nothwendig gemacht hat, ihre Läden. Die Bewohner Petrosenys sind meist Deutsche aus aller Herren Ländern, ihrem Glauben nach vorwiegend Katholiken. Doch finden sich hier auch 200 Protestanten. Die letzteren haben eine stattliche deutsche Schule, die von der Kronstädter Gewerkschaft errichtet wurde. Dagegen hat der Staat eine katholisch-magyarische Schule gegründet.

Die in Petroseny vorfindliche Kohle ist Braunkohle. Ihr Lager hat eine Ausdehnung von $1\frac{3}{4}$ □Meilen und liegt in einer von Nord nach Süd aufsteigenden Mulde. Der ganze Kohlenschatz wird auf mindestens 10.000 Millionen Centner veranschlagt. Die Kohle ist glänzend, schwarz und backend, oft mit muscheligem Bruche und wird als sehr gut gepriesen.

Von Petroseny an bedienen wir uns der Eisenbahn, die in dem Strellthale nach Norden führt. Nach kurzer Fahrt kommen wir an einer Kalkfelsenhöhle vorüber, aus der lebendig ein klarer Bach hervorstrützt. Es ist die berühmte, imposante Höhle Csetate Boale, die man reitend passieren kann, wobei Einem ein in der Nähe wohnender Bauer mit einer Birkenfadel zu leuchten pflegt. Bis Krivadia läuft die Bahn im Gebirge, doch steigt und fällt sie lange nicht so, wie die Semmeringbahn, mit der sie schon verglichen worden ist. Sie passiert nicht weniger als acht Tunnel, deren letzter 4—5 Minuten lang ist. Bei Krivadia tritt sie in das fruchtbare, mit Mais bewachsene und mit zahlreichen Dörfern befäete Hageger-Thal, das von herrlichen Gebirgen, namentlich dem kühn emporstrebenden Rejesat, begrenzt wird. Auf der linken Seite der Bahn erheben sich auf steilem Berge etliche hohe Bäume und mitten inne steht, weit sichtbar, eine Mauerruine. Es ist ein ehemaliger römischer Wirthturm, von der Bevölkerung Csetate Zidovilor genannt. Bei der Station Hageg-Barallha verlassen wir die Bahn, um einen Ausflug nach Südwesten, auf die Stätte des alten Sarmizegethusa zu unternehmen.

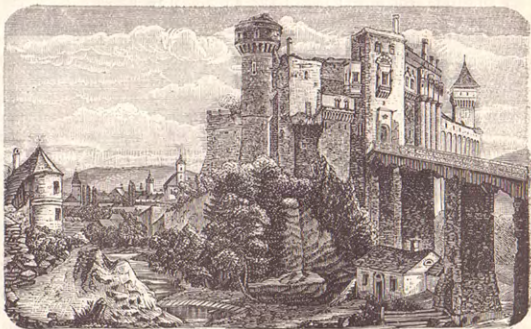
Nach Hageg muß man mittelst eines Wagens zu gelangen suchen. Der Weg dahin führt durch das wegen seiner alten reformierten Kirche

merkwürdige Boldog-Falva. In Hageg langt man in $\frac{3}{4}$ Stunden an. Hageg, der Hauptort des wunderbar schönen Thales gleichen Namens, ist ein einfacher rumänischer Marktflecken mit etwa 1190 Einwohnern. Dieser Ort hat nichts Merkwürdiges, darum eilen wir zu den südlich gelegenen Dörfern: Barhely oder Gredischtje und Demfus. Es sind ganz armfelige Ortschaften, die aber alle auf historisch denkwürdigem Boden liegen; das erstere auf den Trümmern der dakischen Königstadt, der nachmaligen *Ulpia Trajana*. In Barhely sind noch Reste des alten Lagers übrig. Da das Dorf ist mit seinen elenden Hütten zum Theil in die Überreste der einst glänzenden Stadt hineingebaut. Das Lager bildet ein Viereck von 3000 Schritten. Von den Wällen sind noch Überreste, fünf Meter hoch, erhalten. Im Innern sind Mauerreste. Empörend ist, daß die rumänischen Bauern die schönsten Marmorbildwerke zerstört haben. Außerhalb des Lagers liegen noch die Spuren des Amphitheaters. Außerdem haben sich Sarkophage, Todtenurnen und Gebeine, Inschriften und Mosaikböden, Bildwerke (Mithrasopfer im Bruntenthal'schen Museum) noch erhalten.

In Demfus ist die griechisch-orientalische Kirche auf dem quadratischen Grunde eines antiken Gebäudes aufgeführt. Es beschleicht uns ein wehmüthiges Gefühl, wenn wir auf dem Trümmerfelde römischen Glanzes und römischer Größe stehen. Was darin lebendig und modern ist, vermag in seiner Armfeligkeit uns nur noch trüber zu stimmen. Aber aufgeschaut! Denn auf die Trümmer und die Armfeligkeit grüßt in erhabener, sich ewig gleichbleibender Größe der imposante *Ketjesat*, an dessen Fuße wir sind. Der Weg zu seinem 2496 Meter hohen Gipfel führt zunächst über saftige Wiesen, die hier ziemlich weit hinauf reichen, dann durch dunklen Fichtenwald, durch üppiges Legföhrengestrüppe und endlich ein ödes, mit Felsgestein reich besäetes Feld, aus dem die abgestumpfte Spitze kühn emporstarrt. Über die Felswände klettert da die behende Gemse und der Lämmergeier zieht freijend über Schluchten und Felsspitzen dahin. Unserem Auge aber bietet sich seltener Genuß. Es eilt über das gottgesegnete Thal, das mit grünen Wiesen, Getreidefeldern und Ortschaften reich bedeckt, von klaren Bächen wie von Silberfäden durchzogen und von mächtigen Bergriesen umgeben wird. Im Osten wird der Blick durch anmuthige Meerangen gefesselt. Von Westen her aber blickt der stattliche Wurfu Petri herüber und etwas nördlicher davon erhebt sich das *Ruska-Gebirge*. Auch die Höhen des Erzgebirges jenseits des *Maros* tauchen im Hintergrunde auf.

Doch wir kehren wieder in das Thal zurück, nach Hageg, von wo wir uns nördlich nach *Vajda-Hunyad* wenden. *Vajda-Hunyad* liegt an der *Czerna* und hat eine Bevölkerung von 2600 Einwohnern. Es ist heute namentlich durch seine Eisenwerke berühmt. Auf einem Felsen erhebt sich das berühmte, 1854 abgebrannte und seither wieder hergestellte Schloß, das in seinem vordern Theile von *Johann von Hunyadi*, in seinem rückwärtigen von

dem Fürsten Gabriel Bethlen erbaut ward. Boner, der es nur als Ruine sah, nennt es im Jahre 1864 „die malerischste Burg, die man sich denken kann, arg zerfallen und vom Feuer beschädigt, aber noch immer von großartigen Proportionen und imponierend durch die gewaltigen, mächtigen Formen.“ Namentlich ist an der Burg ein prachtvoller, gewölbter Rittersaal mit steinernen Säulen hervorzuheben. Südlich von Bajda-Hunyad, an der Stell, liegt die Bahnstation Kis Kalan. Unweit des Ortes ist das berühmte Bad der Römer Ad aquas. Das Bad ist heute noch im Gebrauche, doch gibt es noch zwei andere, in gedeckten Badehäusern befindliche Bassins, neben denen einige Wohnungen für Badegäste errichtet sind.



— Schloß Bajda-Hunyad.

In K. Kalan besteigen wir wieder die Bahn. Sie bringt uns nach Piski, wo die Petrosenyer-Linie in die Hauptlinie der ersten Siebenbürger Bahn einmündet. Bei Piski bestand am 11. Februar 1849 das sächsische Jägerbataillon seine Feuerprobe unter dem tapfern Obersten Posenau, mit dem mancher tapfere sächsische Jüngling fiel. Sie alle, die Gefallenen, nennt das Posenau-Monument in Karlsburg. Dem besten unter ihnen hat aber Freundesherz ein schöneres Denkmal gesetzt in den Worten:

„Bei Piski hatten an der Stell
Die sächsischen Jäger ein Hagen,
Da liegt manch Bürschlein in dem Sand.
Ade! ade! Du Sachsenland,
Da schlafen sie unter dem Hagen!

Bei Piski an der Silber = Strell,
 Im Stürmen der erste von allen,
 Die Büchse am Arm im wilden Streit,
 'ne Kugel flog ihm durch die Seit' —
 Ist unser Fabini gefallen.“

(V. Kästner.)

Von Piski führt der Schienenstrang westwärts durch das schöne Marosthal an Deva, einem ungarisch-rumänischen Marktflecken, über dem sich in steiler Höhe die Ruinen eines 1849 zerstörten Schlosses erheben, und an einigen unansehnlichen Dörfern vorbei nach Ungarn. Wir wenden uns von Piski jedoch ostwärts. In kurzem fahren wir an Torodas vorüber, einem durch seine reichen Funde aus vorrömischer Zeit merkwürdigen Orte. Unter der Leitung des sich für Archäologie in hohem Maße interessierenden Fräuleins Sophie von Torma wurden hier in der neuesten Zeit 6000 Stück von allerlei Dingen gefunden: steinerne Pfeilspitzen, Messer, Schabsteine, Sägen, Schleudersteine, Äxte, Meißel, Hämmer, verschiedene Knochengeräthe von Auerochsen, Hirschen, Elephanten, Höhlenbären und Haushunden, dann ein weibliches Skelet nebst Kasten, Asche und Thonscherben, ferner Scherben von Thongeräthen zu häuslichem Gebrauche und endlich kupferne und Reste von eisernen Gegenständen. Alle diese Dinge stammen jedenfalls von einem zum thrakischen Stamme gehörigen Volke, das vor vielen tausend Jahren das südöstliche Europa bis nach Siebenbürgen und Ungarn bewohnte. Das Volk, von dem diese Spuren entdeckt wurden, scheint schon eine gewisse Kulturstufe erlangt zu haben. Das Getreide hat es bereits gekannt, da sich auch Mahlsteine und Reste von Stroh vorgefunden haben. Jagd machte es auf Hirsche und Rehe, während es den *bos spelaeus* (Höhlenrind), die Ziege und den Haushund schon als Hausthiere gekannt zu haben scheint. Doch waren, wie die Funde beweisen, auch Erz und Eisen ihm nicht unbekannt. Nach Karl Goos, dem hervorragendsten siebenbürgischen Forscher auf archäologischem Gebiete, sollen die Stein- und Knochengeräthe, wie die Thongegenstände eine auffallende Ähnlichkeit mit denen haben, die Schliemann zu Hissarlik in Phrygien ausgegraben hat.

Eine Stunde von dieser Fundstätte liegt, von freundlichen Höhen eingefasst, ganz malerisch Broos, ein Städtchen, das zu den ältesten Sachsenansiedlungen gehört. Schon in dem goldenen Freibriefe König Andreas II. vom Jahre 1224 wird es als Westgrenze der deutschen Ansiedlungen im Süden Siebenbürgens genannt. Der Ort blühte rasch empor, doch hatte er wiederholt feindliche Überfälle zu erdulden, namentlich durch die Türken. Am meisten litt Broos im Jahre 1479 vor der Schlacht auf dem Brodsfelde, als der wüthende Feind durch die Stadt zog. Infolge der neuen Comitats-eintheilung ist Broos, das 5600 Einwohner (meist Deutsche, aber auch Magyaren und Rumänen) zählt, von dem Stamme des ehemaligen Sachsenlandes getrennt, indem es dem Hunyader-Comitate einverleibt wurde.

An Bildungsanstalten besitzt die Stadt eine evangelisch-deutsche Hauptvolkschule und ein reformirtes Untergymnasium. In Broos bekleidet heute der als Dichter, Volkslieder- und Mythenforscher weit bekannte Fr. W. Schuster das Amt des evangelisch-lutherischen Stadtpfarrers. Unter seinen gemüthvollen, formschönen Gedichten ist besonders das historische „Bei Marienburg“ am meisten gekannt. Schuster wurde 1824 zu Mühlbach, wo er auch seine erste Bildung empfing, geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien in Hermannstadt und Schäßburg vollendet hatte, bezog er die Universität Leipzig. Hier widmete er sich 1844—1846 außer der Theologie namentlich der deutschen Philologie. Heingekehrt, ward er Lehrer, dann Rector des evangelischen Untergymnasiums zu Mühlbach, 1869 evangelischer Stadtpfarrer in Broos, wo er als gediegener Kanzelredner sehr beliebt ist.

Nicht weit von Broos, östlich davon, liegt das Brodsfeld. Hier stand der siebenbürgische Wojwode Bathori 40.000 Türken unter Ali Beg mit bedeutend kleinerer Macht gegenüber, nachdem sein Heer durch den Empfang des heiligen Abendmahles sich auf die Schlacht vorbereitet und gelobt hatte, zu siegen oder zu sterben. Sachsen und Szekler waren im Vordertreffen, jene auf dem linken, diese auf dem rechten Flügel. Im zweiten Treffen befanden sich der ungarische Adel und die Rumänen. Die Türken richteten ihren Angriff auf den Flügel der Sachsen. Mannhaft kämpften diese, unerschüttert standen sie. Aber bei dem zweiten Angriffe wichen sie zurück. Es war ein trauriger Moment. Ein Theil der Sachsen fand seinen Untergang in den Wellen des Maros, ein anderer rettete sich in das zweite Treffen. Auch der rechte Flügel kam in große Noth. Dem Wojwoden wurden, als er tapfer kämpfte, zwei Pferde getödtet, ihm selbst strömte aus sechs Wunden das Blut, sein ganzer Haufe wurde umzingelt. Als die Noth am größten war, erschien der riesenkraftige Ban Paul Kinski von Temesvar. Wie ein rasender Löwe stürzte er sich, in jeder Hand ein Schwert, auf den Feind. So entriß er diesem den Sieg. Dreißigtausend Türken bedeckten das Schlachtfeld. Abends ward mit lautem Jubel der Sieg gefeiert. Kinski tanzte, einen todten Türken in den Zähnen haltend, um einen aus gefallenem Feinden zusammengesetzten Tisch den Siegesreigen. An die denkwürdige Schlacht erinnerte früher eine Kapelle, die Bathori an der Stelle hatte errichten lassen, wo er niedergesunken war.

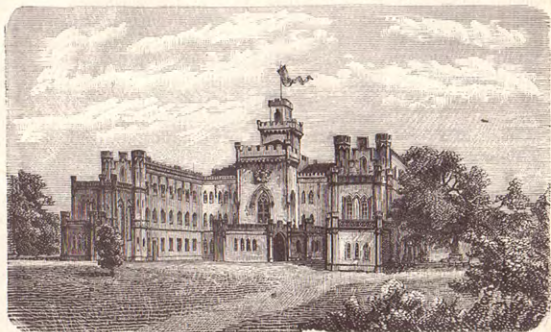
Östlich von dem Brodsfelde, an dem Maros, liegt Alvinz, ein ungarischer Marktflecken, der auch historische Wichtigkeit hat. Hier ward 1551 Cardinal Martinuzzi, der ränkesüchtige Minister der Isabella, Zapolyas Gemahlin, ermordet. Gabriel Bethlen siedelte daselbst ungarische und mährische Wiedertäufer an, die aber katholisch wurden. Im Jahre 1690 wurden von Kaiser Leopold I. nach Alvinz Bulgaren versetzt und mit Privilegien ausgestattet.

In der nun folgenden Station Karlsburg an dem Maros findet die erste Siebenbürger-Bahn ihr Ende. Karlsburg macht einen günstigen

Eindruck. Weithin sichtbar erheben sich von einer Terrasse die Festungswerke, überragt von mehreren schimmernden Gebäuden und Thürmen, besonders dem herrlichen Bischofsdom. Im Hintergrunde der Stadt aber sieht man im bläulich-strahlenden Kranze das siebenbürgische Erzgebirge. Nahe der Stadt ziehen sich um dieselbe grüne Hügel, auf denen die edle Rebe gedeiht, und bewaldete, zum Theile felsige Berge dahin. Karlsburg hat eine bedeutende Geschichte. An seiner Stelle stand einst die römische Lagerstadt Apulum, die weit über das Gebiet der heutigen Stadt hinausgieng. Viele Bildsäulen, dann Inschriften auf Altären und Marmortafeln, irdene und bronzene häusliche Geräthschaften und Überreste einer Wasserleitung, die vom Netjesat herkommen soll, erinnern noch heute an die nach Ulpia Trajana bedeutendste römische Colonie in Dakien. Ja seit Commodus scheint Apulum die größte Stadt dieser Provinz gewesen zu sein, weshalb auch der römische Statthalter in ihr seinen Sitz aufschlug. Die Römerstadt, die aus kleinen privaten Parterrehäusern und stattlichen öffentlichen Gebäuden bestand, scheint mit den von der Terrasse emporragenden Thürmen und Zinnen des Legionärlagers ein sehr schönes und imponierendes Aussehen gehabt zu haben. Das Leben der Einwohner war wohl komfortabel, ja reich. In dem Boden des alten Apulum wurden eine dreigestaltete Helele, sowie ein auf einem Stiere knieender jugendlicher Sonnengott, zwei vortreffliche plastische Arbeiten, gefunden, die sich heute im Brankenthal'schen Museum zu Hermannstadt befinden. Die Völkerwanderung gieng auch über Apulum dahin. Die glänzende Lagerstadt sank in Trümmer, von denen nachher die Slaven den Ort Belgrad (Weißenburg) benannten. Geschichtliches Leben beginnt erst wieder, als der ungarische König Ladislaus I. (1078—1095) hier ein Bisthum gründete. Einige Jahrzehnte später wurde auch der prächtige Bischofsdom erbaut. Es ist dies das bedeutendste Denkmal romanischen Stiles in Siebenbürgen, doch ist es im 15. Jahrhundert durch Johann v. Hunyadi umgebaut worden. Die Seitenschiffe sind niedrig, von dem Hauptschiffe werden sie durch Säulen mit reichgeschmückten Capitälern getrennt. Überhaupt ist dieser Bau durch eine Fülle und Schönheit der decorativen Elemente ausgezeichnet, wie kein zweites Baudenkmal in Siebenbürgen. Besonders prächtig und reich sieht das Südportal des Domes aus. Im Giebelfeld über demselben ist Christus dargestellt, wie er die Hand zum Segen erhebt, ihm zur Seite sind Johannes und ein anderer Apostel. In dem herrlichen Dome befinden sich auch die Grabmäler mehrerer Fürsten, Hunyadis und der Königin Isabella.

Als die Reformation sich in Siebenbürgen verbreitet hatte, wurde das Bisthum Weißenburg 1556 säcularisirt und Karlsburg Residenz der Fürsten. Johann Siegmund begann mit dem Baue eines Residenzschlosses, das Gabriel Bethlen vollendete. Aus dem ganzen Lande kamen zu diesem Baue Arbeiter und Material nach Weißenburg. Die sächsische Nation führte einen Thurm in der Residenz allein, aus eigenen Mitteln, auf. Gabriel Bethlen stiftete in Weißenburg auch eine Akademie, an die er tüchtige deutsche Gelehrte berief:

Altstadt, Biesterfeld, vor allen Ditz. Die Anstalt wurde später nach Groß-Enyed verlegt. — Als Siebenbürgen österreichisch geworden war, wurde das Bisthum wieder hergestellt. Um dieselbe Zeit ward der Ort auch zu einer Festung, der einzigen des Landes, umgestaltet und nach dem Gründer Karl VI. Karlsburg benannt. In der Festung ist ein großer, mit vielen Gebäuden und Promenaden gezielter Platz. Unter den Gebäuden ist die neue Kaserne, die Kathedrale und die Residenz des siebenbürgischen Bischofs besonders zu nennen. Über dem Eingange zur Festung steht das Monument Kaiser Karls. Er selbst erscheint auf einem Pferde sitzend, um ihn sind Erschlagene. Karlsburg besitzt eine merkwürdige Bibliothek, die sogenannte Bathyanische, die viele Incunabeln und Handschriften, auch altdeutsche, z. B. eine Hand-



Kastell in Karlsburg.

schrift des Nibelungenliedes, enthält. Das älteste Druckwerk dieser Bibliothek ist ein Buch aus dem Jahre 1465.

Die 7955 Seelen starke, meist handeltreibende Bevölkerung besteht aus allerlei Volk. Es sind darunter Magyaren, Deutsche, Rumänen, Juden, Armenier. Alle Religionsgenossenschaften des Landes sind hier vertreten.

Karlsburg ist Knotenpunkt der ersten Siebenbürger und der ungarischen Ostbahn. Wir wollen aber nun nicht dieser Bahn folgen, sondern den klaren Mühlbach, der bei Karlsburg in den Maros fällt, entlang nach der Stadt Mühlbach uns begeben. An sonnigen Hügeln gedeiht hier die Rebe, im Thale dehnen sich weite Maisfelder aus. Herden weißer Kühe und schwarzer Büffel begegnen uns. Von weitem her erblicken wir schon die stattliche evangelische Pfarrkirche, deren Chorraum das schönste Denkmal

gothischer Baukunst in dem Lande ist. Das Schiff ist viel niedriger, einfacher und im romanischen Stile, wie der Thurm. Es ist überaus schade, daß die Kirche nicht ganz in dem gothischen Baustile ausgeführt werden konnte. So wird der Eindruck des Ganzen durch die Verschiedenheit der Theile wesentlich beeinträchtigt. In der Nähe der Kirche steht ein neues schönes Haus, das in Goldlettern die schöne Aufschrift trägt: „Wissen ist Freiheit.“ Es ist dies das Gebäude des evangelischen Untergymnasiums, das früher von dem gegenwärtigen Stadtpfarrer in Broos, F. W. Schuster, seit 1874 von dem trefflichen, als Sprachforscher wohlbekannten Director S. Wolff umsichtig geleitet, eine hervorragende Stätte deutscher Bildung ist.

Mühlbach hat 5790 Einwohner, unter denen die größere Mehrzahl Rumänen sind. Deutsche wohnen etwa 2000 in der Stadt. Die Beschäftigung der Bevölkerung besteht in Feld- und Weinbau, aber auch in Handwerken. 1383 ward Mühlbach auf König Siegmunds Befehl mit Mauern und Gräben umgeben, im Jahre 1438 von den Türken zerstört. Fast die ganze Bevölkerung gerieth damals in Gefangenschaft. Doch eine kleine Schar zog mannhafte Tod der Knechtschaft vor, schloß sich in einen Thurm ein, wo Waffen und Lebensmittel lagen, und leistete dem Türkensturm so Widerstand. Da machten die Türken um den Thurm ein Feuer an, damit alle, die darin waren, erstickten. Nur ein Student von 16 Jahren blieb am Leben. Nun war ihm doch das Schicksal beschieden, dem er hatte entfliehen wollen. Er gerieth in türkische Gefangenschaft. Zwanzig Jahre blieb er darin. Siebenmal ward er verkauft, achtmal entran er, wurde aber immer wieder gefangen. Nach der langen Zeit der Gefangenschaft kehrte er in die Heimat zurück. Was er bei den Türken alles erfahren und erduldet, das hat er in einfachen und ergreifenden Worten niedergeschrieben und hinterlassen. Auch in den Stürmen des 16. und 17. Jahrhunderts hatte Mühlbach viel zu leiden. Die deutsche Bevölkerung war sehr zusammengeschmolzen. Um sie zu vermehren, siedelte man zwischen den Jahren 1743 und 1745 eine Colonie Evangelischer aus Baden-Durlach in der heutigen Altvorstädtergasse an.

Am Zelesch, der etwas unterhalb Mühlbach in den gleichnamigen Fluß mündet, aufwärts führt die Straße durch fruchtbares Hügelland, in dem Wein und Mais reichlich gedeiht, nach Neusmarkt, einem hauptsächlich sächsischen Marktsiedel und von da weiter östlich nach dem wald- und rebenumkränzten Großpold. Dieses Dorf, im Jahre 1288 zuerst urkundlich erwähnt, verdankt wesentlich der im vorigen Jahrhunderte hieher erfolgten Transmigration Evangelischer aus Oberösterreich, Steiermark und Kärnten seine Blüte. Von den Nachkommen dieser Großpolder Transmigranten ist Jakob Mannicher zu besonderer Bedeutung gelangt. Durch hervorragende Geistesgaben, durch reiches Wissen und glänzendes Rednertalent ausgezeichnet, hat Mannicher auf kirchlichem, wie auf staatlichem Gebiete, als Beamter, wie als Volksvertreter, sich um die sächsische Nation große Verdienste erworben.

Wenn er auch darüber nie im Unklaren blieb, wieviel wirklich zu erreichen sei und sein Handeln darnach einrichtete, so war er doch auch wieder von höherem, idealem Schwunge erfüllt. Mit dankbarem Herzen erinnert sich auch der Schreiber dieser Zeilen noch des wohlthätigen Einflusses, den Mannicher gerade hiedurch auf ihn, den jungen Freund, genommen. 3. Mannicher ward 1823 zu Hermannstadt geboren. Nachdem er bei der siebenbürgischen Statthalterei, beim evang. Landesconsistorium und bei dem königlichen Gubernium gedient, starb er als Sectionsrath des königlich-ungarischen Ministeriums für Cultus und Unterricht zu Ofen am 8. November 1875. Unter seinen Reden sind die gehaltvolle, formschöne Rede, die er bei der Schillerfeier 1859 zu Hermannstadt gesprochen, unter seinen parlamentarischen Leistungen seine Rede über die Gewerbefreiheit (gehalten am 18. November 1871 im ungar. Abgeordnetenhanse) unvergesslich. Sein Andenken bleibe immerdar in Ehren!

Von Großpold führt die Straße an einigen rumänischen Dörfern (Tiliska, Galisch, Szelistye, Balhe, Szibiel, Rakowa) vorbei, die ganz malerisch am Fuße des Gebirges liegen und außerdem ebenso durch den schönen Menschenschlag ihrer Bewohner, wie durch die Wohlhabenheit, die dieselben aus der Schafzucht gewinnen, ausgezeichnet sind, nach Szecefel am linken Ufer des Lunkabaches und von da nach dem stattlichen sächsischen Dorfe Großau (mit 2461 Einwohnern). Auf der Hälfte des Weges zwischen den beiden letzteren Orten, auf der Höhe des sogenannten Szecefelder-Berges, breitet sich vor unseren Blicken das reizende Cibinsthal aus. In blauer Ferne taucht das Fogaraser Gebirge auf. In unserer Nähe erscheinen die sanfteren Höhen des Cibinsgebirges. Nördlich und westlich wird der Gesichtskreis durch niedere Berge abgeschlossen. In dem Thale vor uns aber wechseln Wiesen, Felder und Wälder mit schmucken Ortschaften. An den klaren Wellen des Cibiin liegen Orlat, Gurariu und das schöne Großau, das letztere von einem massiven Thurme mit vier Thürmchen an den Ecken überragt. Jenseits des „Großauer“ Berges sehen wir Neppendorf und im Hintergrunde erblickt man die Zinnen von Hermannstadt.

Wir steigen von dem Szecefelder-Berge zunächst nach dem rechts davon am Zusammenflusse des Schwarzwassers und des Cibiin gelegenen Orlat hinab. Der sonst ziemlich bescheidene Ort besitzt einige stattliche Gebäude, die Stabsgebäude des ehemaligen 1. Rumänen-Grenzregiments, die heute als Militärkasernen benützt werden. Allerdings ist jetzt nicht mehr das Leben und Treiben in Orlat, das ehemals dort waltete, als die ganze männliche Bevölkerung Grenzer waren, die ihren Oberst und den ganzen Stab sammt der Musikkapelle in dem Orte hatten. Damals war Orlat auch von Hermannstadt aus sehr viel besucht und in dem Felsenkeller bei dem trefflichen Orlaterbier ward manche gemüthliche Stunde zugebracht.

Flussaufwärts gelangen wir nach Gurariu, d. h. dem Munde des Flusses (des Cibiin). Das von (zum Theil kröppigen) Rumänen bewohnte

ärnliche Dorf erstreckt sich ziemlich tief in das enge obere Cibinsthal und wurde im Jahre 1380 von Großauern zum Schutze gegen Überfälle gegründet. Da der Cibi hier einen starken Fall hat, so eignet sich der Ort sehr zu Wasserwerken, zu Säge-, Walk- und Mahlmühlen. Auch eine Schafwollspinnerei ist in Gurariu entstanden, die jetzt aber wieder eingegangen ist. Eine Straße führt von Gurariu nach Großau direct hinüber. Großau wird zuerst im Jahre 1223 urkundlich erwähnt. Nachher tritt es zweimal in der Geschichte hervor. Im Jahre 1658, am 4. September, ward die Burg von Großau von einem türkischen Haufen überfallen und erobert. Da sich ein Theil der Bevölkerung in einen Thurm geflüchtet hatte, den die Türken nicht erbrechen konnten, machte die rohe Horde rings um die Feste ein Feuer, das die, welche darinnen waren, dort elendiglich ersticken mußten. — Auf der Ebene von Großau ließ sich Emerich Tököly, nachdem er im Jahre 1690 zwischen Tohan und Bernecht die Kaiserlichen unter Heusler und Teleki geschlagen hatte, am 21. September vom Generalbechauten und Hermannstädter Stadtpfarrer Lukas Hermann zum Fürsten ausrufen und in der Kirche zu Großau einsegnen, worauf er einige Wochen hindurch in dem Pfarrhause, oder (nach anderen) in einem anstoßenden Bauernhause seine Residenz aufschlug. Einen Zuwachs erhielt die deutsche Bevölkerung Großaus im vorigen Jahrhunderte durch die Ansiedlung einiger evangelischer Transmigranten aus Steiermark, Oberösterreich und Kärnten. Bedeutender ist übrigens die Transmigranten-Ansiedlung in dem eine Stunde von Großau östlich gelegenen Neppendorf gewesen. Da, das Dorf ist erst durch diese Colonisation zu jener Bedeutung gelangt, die es heute besitzt. Der erste Transmigrantenzug traf im Jahre 1834 unter der Leitung des Hermannstädter Stuhlrichters Kinder, der als kaiserlicher Commissär fungierte, in Siebenbürgen ein. Die Angekommenen wurden zunächst in Heltau untergebracht und von da nach Neppendorf und Großau überführt. Auch nachher ließen sich in Neppendorf noch Transmigranten nieder. Nur wenig brachten die evangelischen Einwanderer mit, doch manche von den Familien, die mit geringer Habe in das Land gekommen, hat sich zu einer blühenden und wohlhabenden emporgearbeitet. Der Väter Sitten und Gebräuche, Sprache und Gesinnung haben die Nachkommen der Einwanderer treu bewahrt, wie das Andenken an sie und an die alte schöne Heimat. Noch heute erzählt in diesen Familien die Mutter den aufhorchenden Kleinen, woher die Väter einst gekommen und warum sie in das ferne, ferne Land gezogen, und lehret sie, den Vätern gleich zu werden.

Die Bewohner Neppendorfs, 1820 an der Zahl, beschäftigen sich mit Ackerbau und Milchwirtschaft. Namentlich versorgt Neppendorf Hermannstadt fast durchaus mit Milch und Butter.

Wir sind in die nächste Nähe von Hermannstadt zurückgekehrt, denn Neppendorf liegt von dieser Stadt bloß $\frac{1}{4}$ Stunde weit. *1 Minute weit.*

Von Hermannstadt nach Thorda.

(Salzburg. — Stolzenburg. — Marktschellen. — Kleinschellen. — Klein-Kopisch. — Mikesaja. — Blasendorf. — R. Enyed. — Thorda.)

Wir besteigen in Hermannstadt die Eisenbahn. Sie bringt uns in $\frac{1}{4}$ Stunde nach Salzburg oder Vizakina, einem ehemals deutschen, heute ganz magyarischen und rumänischen Orte, der mitten zwischen theils bewaldeten, theils kahlen, salzhaltigen Bergen liegt. Seine Bedeutung verdankt Salzburg dem Salzbergwerke und den Salzteichen. Während aus jenem reichlich Steinsalz gewonnen wird, so dienen die letzteren zu Bädern. Das Wasser darin ist sehr heilkräftig und hat manchem die verlorenen Kräfte wieder gegeben. Aber Salzburg steht hinter den Badeorten West- und Mitteleuropas noch weit zurück. Mit Ausnahme weniger ansehnlicher Häuser besteht die „Stadt“ aus ziemlich elenden Gebäuden. Von Interesse ist in Salzburg der Besuch der bereits über 95 Meter im massiven Salzstocke dammartig abgebauten Salzgruben, die auf bequemen Stiegen leicht zu befahren sind und bei der magischen Beleuchtung von brennenden Strohbüdeln einen imposanten Anblick darbieten. Östlich von Salzburg und von ihm durch einen Berg geschieden liegt Stolzenburg, eine stattliche sächsische Gemeinde, über der auf steiler Höhe die zerbröckelnden Burgtrümmer und der noch erhaltene Glockenthurm imponierend sich erheben.

Die Bahn führt von Salzburg durch einförmiges Hügelland an dem Ufer des träge dahinfließenden, im Schlamm fast versiegenden Weißbaches über Ladamos, ein elendes rumänisches Dorf, nach Marktschellen, einem sächsischen Marktsteden mit 1354 Einwohnern. Nordwestlich davon, jenseits des Berges, liegt der schöne sächsische Markt Kleinschellen, berühmt durch seinen trefflichen Wein. An Urbägen und Frauendorf vorüber braust der Zug nach Klein-Kopisch, dem Knotenpunkte für die nach Klausenburg und die nach Kronstadt abgehende Bahn. Wir folgen der ersteren Richtung und fahren zunächst durch das schöne Gelände der großen Kockel, wo an sonnigen Berglehnen edler Wein gedeiht. Wie das ganze Kockelthal, so ist auch die Gegend, durch die wir dahineilen, ein gottgesegnetes Stück Erde. Der Zug hält in der Station Mikesaja. Feigendorf hieß der Ort früher, denn der deutsche Laut war auch da erklingen und deutsch war auch die Kirche, die heute nur noch in Trümmern liegt. Die Kockel windet sich im fruchtbaren Thale zwischen Weidengebüsch hinunter. An ihr tauchen die Thürme der hochragenden und festen Kirchen, der Bauernburgen von Abtsdorf, Langenthal und Donnersmarkt auf, umgeben von wogenden Getreidefeldern und lieblichen Weinbergen. Endlich erscheint der Sitz des griechisch-katholischen Erzbischofes und Metropolitens Blasendorf mit seiner imposanten Metropolitankirche und dem sie umgebenden Oberquinasium. Unterhalb Blasendorf vereinigt sich die kleine mit der großen

Ködel und im Thale der vereinigten Ködel fahren wir nun weiter bis an die Mündung des Flusses in den Maros.

Ein schönes Bild entfaltet sich vor uns: die mehrere Meilen breite Ebene, bedeckt mit Ortschaften und durchzogen von dem mächtig flutenden Maros, links in weiter Ferne die Zinnen von Karlsburg herüber leuchtend, vor uns die schroffen Spitzen des Erzgebirges, des Piatra Csaki und des fast gleich hohen Dimboj. Unser Weg führt das breite und gesegnete Marosthal aufwärts, wo zunächst N. Enyed unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nagy-Enyed, dessen deutscher Name „Straßburg,“ ist ein Landstädtchen mit 5800 meist magyarischen Einwohnern. Das dortige reformirte theologische Seminarium, wie das Gymnasium ist aus dem einst in Karlsburg von Gabriel Bethlen gestifteten, 1662 nach Enyed verlegten reich dotierten Collegium entstanden. Auf der Synode, die 1564 zu Enyed gehalten ward, trennte sich die evangelische Kirche Siebenbürgens in eine ungarisch-reformirte und in eine lutherisch-sächsische. Zu N. Enyed ward 1825 Karl Szasz geboren, einer der begabtesten und vielseitigsten Lyriker Ungarns. Außer durch Originaldichtungen ist er durch die Übersetzung Shakespearischer Stücke, so wie des Nibelungenliedes bekannt. Ursprünglich Theolog, bekleidet er gegenwärtig die Stelle eines Ministerialrathes im ungarischen Cultusministerium. Sein Bruder Bela, heute Professor der Philosophie zu Klausenburg und auch Dichter, erblickte ebenfalls in N. Enyed, im Jahre 1840, das Licht der Welt.

Bei Kocsard tritt die Bahn aus dem Thal des Maros in das des goldführenden Aranyos. Dort, wo dieser Fluß, der bisher eine östliche Richtung gehabt, sich nach Süden wendet, liegt das merkwürdige Thorda, oder mit dem deutschen Namen Thorenburg. In seiner Nähe — südwestlich auf einem Hügel — stand einst (nicht Salinae, wie man bisher meinte, sondern) die römische Colonie Potaissa, von der sich Überreste bis in die Neuzeit erhalten haben, namentlich ein altes, halbkreisförmiges, aus großen Steinen ohne Mörtel erbautes Thor, das erst im Jahre 1657 zusammenstürzte. Im 12. Jahrhundert ließ sich an der Stelle der alten Römerstraße eine deutsche Colonie nieder, die jedoch verschwunden ist. Zu Thorda ward 1438 die ein Jahr vorher zu Kapolna gegen die Türken und die „Ketzerheit der schändlichen Bauern“ geschlossene brüderliche Einigung der drei Landstände wieder erneuert und hier 1542 jener Landtag gehalten, auf dem Johann Siegmund Zapolya anerkannt und die alte Union der drei Stände aufgefrißt wurde. Ein anderer Landtag zu Thorda faßte (1557) den ihn ehrenden Beschluß, daß in Siebenbürgen jeder seines Glaubens leben könne und der Landtag des Jahres 1568 bestimmte, daß niemand seines Glaubens wegen verspottet werden solle, denn der Glaube sei Gottes Geschenk.

Unter den 8800 Einwohnern Thordas sind alle Religionsgenossenschaften Siebenbürgens vertreten: Katholiken, unierte und nicht unierte Griechen, Lutheraner, Calviner, Unitarier und Israeliten. Besonders aber ist Thorda



Die Thordaeer Schlucht.

der Sitz der Unitarier, die hier auch ein Untergymnasium besitzen. — Zu Thorda wurde 1794 der Freiherr Nikolaus Josika geboren, nach Josai der fruchtbarste magyarische Romanschriftsteller, der, nachdem er wegen Theilnahme an der Revolution Ungarn verlassen hatte, 1865 zu Dresden starb.

Etwas oberhalb der Stadt liegt das Thordaer Salzbergwerk, in dem schon die Römer nach Salz gruben. Heute wird es weniger benützt. In den alten römischen Salzgruben haben sich Salzteiche gebildet, die zu Badeanstalten verwendet werden. Zwei Stunden südwestlich von Thorda bietet sich uns eine merkwürdige Naturerscheinung: die Thorenburger Bergkluft. Sie besteht in einem 30 Kilometer langen Kalksteinzug, der wahrscheinlich durch ein Erdbeben gespalten worden ist. Mitten durch rauscht ein Bach, welcher fast die ganze Sohle der an manchen Stellen bloß 6—8 Meter breiten Spalte einnimmt. Die Felswände sind sehr steil und passen genau ineinander. Zahlreiche Klippen starren von ihnen in die Luft empor. Etwa in der Mitte der Kluft ist auf beiden Seiten je eine Höhle von ziemlicher Größe. Die Höhlen dienten wiederholt in Kriegszeiten als Zufluchtsorte. 1709 floh Mikita Balita, ein rumänischer Hauptmann Franz Rafoczys und ein tapferer Rottenführer, in die Höhle. Die Thordaer Kluft soll, wie die Sage erzählt, auf sonderbare Weise entstanden sein. Der ungarische König Ladislaus floh einst, von den Kumanen verfolgt. Da er keinen Ort der Rettung wußte, so flehte er zu Gott um Hilfe. Und siehe, die Berge öffneten sich und nahmen den König in die tief gährende Kluft auf.

Im Erz- und Bihar-Gebirge.

(Toroczko. — Offenbanya. — Böröspatak. — Abrudbanya. — Zalatna. — Nagyak. — Boiza. — Ruda. — Körösbanya. — Die beiden Widra. — Kufurbeta. — Bihar. — Batrina. — Vertopu.)

Wir wandern von Thorda dem Laufe des Aranyos entgegen und gelangen zunächst durch fruchtbares Hügelland, dann immer mehr in das Gebirge. Auf der rechten Seite schauen die 1912 Meter hohen Muntzele mare herüber, links die schroffen Kalkfelsen, auf deren Höhe malerische Burgruinen und an deren südlichem Abhange das durch seine Eisenwerke berühmte Toroczko liegt. Den Fluß weiter aufwärts kommen wir sodann nach Offenbanya, einem ungarisch-rumänischen Marktflecken mit 1500 Einwohnern, mitten in der wundervollsten Bergumgebung, aus der reichlich Gold, aber auch Silber und Blei, sowie das Siebenbürgen eigenthümliche Tellurerg gewonnen wird.

Nun geht es über das Gebirge hinüber nach Böröspatak, einem Dorfe mit 3200 Einwohnern und reichen Goldbergwerken. Freilich wird da das edle Metall in einer wenig rationalen Weise aus Porphyr und Trachyt gewonnen. Wie sonst der Ackerbau, wird hier der Bergbau von

von kühnen Männern im Kampfe mit der Natur zurückgelassen, erweckten Gefühle in mir; deren ich nicht sobald Meister werden konnte.“ Die ausgehöhlten Felsmassen sehen aus, wie große zerstörte Amphitheater oder „wie ein Vulcan, dessen geschwärzter Schlund den Himmel angähnt.“

Nahel bei Böröspatak erhebt sich bis in die Tannenregion, in fruchtbarer, prächtiger Umgebung der merkwürdige dunkelgraue oder schwärzliche Basaltberg Detunata. Der Berg besteht aus vier-, sechs- und achtseitigen Säulen. An manchen Stellen sind die Säulen recht schön abgerundet. Am Fuße der Wand liegen Haufen herabgestürzter Säulen. Von dem Getöse der herabfallenden Säulen hat das rumänische Volk dem Berge den Namen Detunata, d. i. des Donnernden gegeben.

Der Detunata ganz nahe ist Abrudbanya. Mehrfach treten uns hier wie in der ganzen Gegend Ruinen schöner Gehöfte und stolzer Häuser, die Spuren der Zerstörung, entgegen, welche die Rumänen im Bürgerkriege des Jahres 1848/9 angerichtet haben.

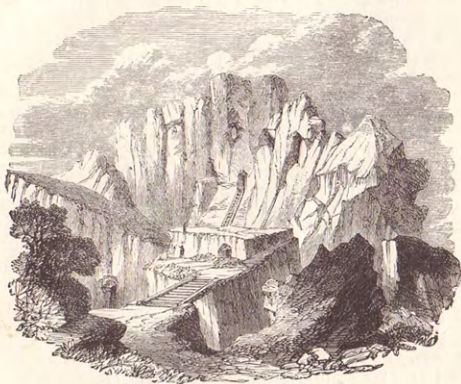
Abrudbanya, deutsch Groß-Schlatten, an der Stelle des römischen Alburnus major, ist ein freundlicher, wohlgebauter Marktflecken mit vier Kirchen und 4000 theils rumänischen, theils magyarischen Einwohnern.

In der Gegend von Abrudbanya wird sehr viel Bergbau auf Gold betrieben, aber es geschieht in derselben primitiven Art, wie sonst im Erzgebirge. Jeder geht montags auf eigene Faust Gold suchen und trägt, was er gefunden hat, wie wenig es auch sein mag, zum königlichen Goldeinlösungsamte. Früher wurde das Gold von da in das Karlsburger Münzamt gesendet und dort zu Ducaten geprägt. Jetzt aber ist das Münzamt nach Budapest verlegt. Die von dem Abbau des Goldes lebenden Bewohner der Bergwerksdistricte ziehen nicht unbedeutenden Ertrag aus dem Schoß der Erde und leben jedenfalls besser, als ihre bloß den Herden oder auch dem Pfluge folgenden Brüder.

Wir benützen die Straße, die von Abrudbanya nach Süden führt und steigen auf ihr in das Thal des Dmpoly hinab. Dort liegt ein anderer berühmter Bergort, Zalathna, reizend in die Berge hinein gebettet. Es ist ein rumänischer Marktflecken von beinahe 3000 Einwohnern. Eine Wiese in der Nähe von Zalathna führt den Namen Troja oder Trajanswiese, da hier Trajan, nachdem er den König Decebalus besiegt hatte, einen Schmaus gehalten haben soll.

Zalathna besitzt reiche Gold- und Silbergruben, dann bietet es Tellur und ist in Siebenbürgen auch die einzige Fundstätte des Quecksilbers, das in dem Gebirge Dumbrava gewonnen wird; im nahen Gebirge Fatrebaja ist die einzige Fundstätte des gediegenen Tellurs. In Zalathna hat die königliche Berghauptmannschaft für Siebenbürgen ihren Sitz. Nahel bei dem heutigen Orte stand das römische Ampela, dessen Namen noch in dem Flußnamen Dmpoly steckt. Hier befand sich die Verwaltung der kaiserlichen Goldgruben

einzelnen Bauern, ohne Methode, betrieben. In den Berg werden einfach in gerader Richtung Gänge oder Löcher gearbeitet, die jedoch so schwach sind, daß sie bald zusammenfallen. Es sind in der Umgebung von Böröspatak an 350 Bergwerk-Unternehmungen und abgesehen von dem großen Pochwerke, etwa 800 bis 1000 kleinere Pochmühlen. Mühle steht da an Mühle, das ganze Thal erdröhnt von dem dumpfen Schlag der Hämmer. In Körben tragen die Frauen das eben gewonnene Gestein herab in die Pochmühle, wo es zerstampft wird. Der so entstandene Staub wird dann über raue Wollentücher hinweggespült, wobei die schweren Goldkörner in der Wolle hängen



Die Estate mare.

bleiben. Auch aus dem Sande des vorüberfließenden Baches wird reichlich Gold gewaschen. In besonderer Menge findet sich das edle Metall bei Böröspatak, in der sogenannten Estate mare und mife (der großen und kleinen Festung). Es sind dies die beiden von den Römern herrührenden Gruben, die schneckenförmig in den Berg hineingearbeitet sind. Dieselben haben eine Höhe von dreißig Metern. Treppen steigen im Innern an den Wänden hinauf und hinab, zahlreiche Öffnungen gehen in den Felsen hinein. „Millionen Tonnen Goldes wurden wohl da herausgeschafft.“ „Der Anblick machte einen tiefen Eindruck auf mich,“ sagt der Engländer Boner. „Die wilde Großartigkeit der Scene, das Bild einer übermenschlichen Kraft, welches die Arbeit dieser Legionen



Die Talmata

unter einem procurator Augusti aurariarum, dem kaiserliche Freigelassene, Hausknechte und römische Soldaten der XIII. Legion unterstanden; doch scheinen die Zalathnaer Werke von den Römern, soviel bis jetzt ersichtlich ist, noch nicht bearbeitet worden zu sein.

Von Zalathna wenden wir uns südwärts nach dem von herrlichen Bergen und Wäldern eingeschlossenen Nagyhaf. In diesem, von 2764 deutschen, magyarischen und rumänischen Einwohnern bewohnten reizenden Orte wird der Bergbau noch am meisten methodisch betrieben. Er liefert aber auch vielen Ertrag. Überall im Gebirge finden sich Stollen, wovon der Kaiser Franz-Erbstollen der tiefste und wichtigste ist. Er besitzt eine Länge von mehr denn 1900 Metern. Das Nagyhaf Erzlager ist vor etwa hundert Jahren entdeckt worden. Damals fand ein rumänischer Bauer Zuon Armindjan in einer Schlucht nahe dem Dorfe ein Stück glänzenden schwarzen Erzes, welches er nach Karlsburg zu dem Stückhauptmann von Born brachte. Diesem erzählte er, daß er täglich eine Flamme aus einer Kluft emporzüngeln sehe, daß demnach dort ein reiches Erzlager verborgen sein müsse. Born untersuchte das Erz und fand darin viel Gold.

Durch das Gebirge suchen wir nun den Pfad nach Boiza. Er führt uns auf engen Saunwegen, an jähren Schluchten vorüber, unter prächtigen, breitästigen Buchen und Eichen in den weiten lieblichen Bergkesseln, in dem Boiza liegt. An herrlichen Ausichten fehlt es uns dabei nicht. Das Boizaer Bergwerk ist auch noch sehr primitiv. Zahlreiche Löcher sind in den Berg gemacht, nicht größer, als daß ein Knabe hineinkriechen kann. Doch bringt der Goldbau hier keinen so großen Nutzen mehr, als in dem ein paar Stunden in nordwestlicher Richtung entfernten Kuda. Professor C. Doelter in Graz hat daselbe besucht und berichtet davon: „In einem engen waldigen Thale, unweit der Wasserscheide gegen das Körösthäl, liegt, fast verdeckt von dem dichten Tannenwalde, ein kleines, elendes Nest, aus schmutzigen, strohgedeckten Hütten bestehend. . . . Es war gerade 1 Uhr, die Stunde der Einfahrt in den Schacht. Über hundert in elende Lumpen gekleidete, abgehärmte Gestalten zogen an mir vorüber, um sieben Stunden lang in der dunkeln Grube zu arbeiten. Der Hutmann ruft jeden einzelnen mit Namen auf, wer fehlt und nicht durch Krankheit genügend entschuldigt ist, verfällt einer Geldstrafe. Die Einfahrt beginnt um 4 Uhr früh und dauert bis 11 Uhr, es ist dies die Zeit einer „Schicht“ und alle zwei Tage findet auch nachmittags eine „Schicht“ statt. Welch trauriges Dasein diese ununterbrochene anstrengende Arbeit und für welchen Lohn! Circa 16 bis 18 Gulden betrug der Monatslohn. Nur ein Augenblick des Glücks schlägt allwöchentlich dem Bergmanne, wenn er nämlich Samstag mittags die Grube verläßt, um zu den Seinen zurückzukehren.“

Wir betreten nun die Straße, die nach Körösbánya führt und gewinnen darauf bald das linke Ufer der weißen Körös.

Rövösbanya ist ein Marktflecken von fast 500 Einwohnern, welche sich meist mit Goldbergbau und Goldwäscherei beschäftigen.

Aus dem Körösthale suchen wir an den Aranyos zu gelangen, nach Unterwidra. Dasselbe bildet mit dem etwas höher gelegenen Felsőwidra ein Doppeldorf. Es ist jedenfalls das netteste in der ganzen Gegend, in dem ganzen Bihar-Gebirge, in dem wir uns befinden. Die Häuser sind gemauert, mit einem Oberstock aus starkem Holz versehen, mit reichgeschnitzten Gallerien umgeben und mit Schindeln gedeckt. — Die Bewohner zeichnen sich durch schönen Menschenschlag und Gutmüthigkeit aus. Schön sind auch die Pferde. So reizend dieses Stück Erde ist, so wurde doch hier die Brandfackel entzündet, die in der Revolution des Jahres 1848/49 schrecklich loderte. Befindet sich doch hier das Stammhaus der Familie Zanku, und der walachische Agitator Zanku, der die Leidenschaft seiner Nationsgenossen gegen die magyarischen Edelleute und Beamten erregte und die Rumänen gegen die Magyaren bewaffnete, hat hier ein Haus. Nun empor zur Kukurbeta, dem höchsten Gipfel des Bihar-Gebirges! Es geht anfangs steil, dann treten wir unter frisches Buchengrün, doch weiter oben ist das Buchenlaub infolge der Stürme, denen der Wald ausgesetzt ist, welk, die Stämme sind mit Flechten und Moosen reich bedeckt.

Nach anstrengender Wanderung kommen wir an der Kukurbeta mife, die wir rechts lassen, vorüber auf die Ebene des „Mädchenmarktes.“ Dieser hat einen eigenthümlichen Ursprung. Als die Mongolen in Ungarn einbrachen, wurden sie von den ungarischen Rumänen, die am Westfuße des Bihar wohnten, auf die Höhe desselben getrieben, dort von den siebenbürgischen Rumänen empfangen und niedergemacht. Zum Andenken daran fanden sich nun die Nachbarn in jedem Jahre am Peter- und Paulstage auf der Mädchenwiese zusammen und belustigten sich mit Tanz und Spiel. Bei dieser Gelegenheit kam manche Heirat zustande. Die Mädchen pflegten auch die Mitgift mitzubringen. Gewöhnlich ward das Paar, das sich so gefunden, auch gleich getraut. Seither hieß das Fest Mädchenmarkt, doch hörte diese Sitte vor etwa 60 Jahren auf.

Von der Ebene des Mädchenmarktes aus erklimmen wir die Höhe der großen Kukurbeta, einer an der Grenze gegen Ungarn sich erhebenden gewaltigen Masse, die aus drei Gipfeln besteht, von denen der letzte der höchste ist, nämlich 1846 Meter hoch. In ihm erreicht das Bihar-Gebirge überhaupt seine bedeutendste Erhebung. Er ist gegen 400 Schritte lang und besteht aus größtentheils schon übermoosten Felsblöcken. Die Aussicht, die dieser Punkt gewährt, ist großartig. Nicht nur die nahe liegenden Thäler oder Gebirgsgruppen werden sichtbar, wir schauen über das ganze Hochland von Siebenbürgen. Gerade gegenüber erblicken wir bei reiner Luft die Umrisse der Ostcarpathen. Näher an uns tauchen Gruppen der Südcarpathen auf. Unter uns aber breitet sich das reizende siebenbürgische Erzgebirge mit seinen

mannigfachen Kuppen und Thalfenken aus, während auf der andern Seite Belennes, am Fuße des Bihar, erscheint und der Blick weit hinein dringt in die ungarische Tiefebene.

Wir wandern nun von der Höhe der großen Kufurbeta hinüber nach dem 1744 Meter hohen Bihar. Zunächst gehen wir durch prächtigen Wald, aber auf beschwerlichem Pfade, an der Kufurbeta mit vorüber nach dem Waldhause Distidul. Dann passieren wir das Dorf Scarisfiora und wenden uns nach dem Ghirdathale und von da nach Osten. Unser Ziel ist die Eishöhle Ghietiarin (Gyezar), die schönste Eishöhle der Monarchie. Sie liegt in einem 50 Meter tiefen, an 60 Meter breiten Abgrund, der auf drei Seiten von fast senkrechten Felswänden aus Zurakalk eingeschlossen wird. Auf der Nordostseite steigt man auf Leitern hinab und gelangt zunächst auf ein Schneefeld, das auf einem Schutt aus Felsstrümmern liegt. Im Südwesten des Abgrunds geht eine Höhle in den Berg, an ihrer Mündung von 10, in ihrem Innern von 20 Meter Höhe. Die Höhle ist etwa 50 Meter im Durchmesser und auf ihrem Boden mit Eis bedeckt. Die Wände aus Kalkstein sind hie und da mit kleinen Eiskrystallen verziert. Schöner ist die zweite Halle; da sind Wände und Decke durchaus mit Eiskrystallen überzogen. Diese Krystalle bilden theils Franzen, theils Gebilde, die dem Blumentohl ähnlich sind. Und wie glitzern und leuchten nun die Krystalle, wenn Licht in die Halle hinein kommt! Die letzte Halle ist die schönste. Sie wird „Kirche“ genannt. Auch hier ist der Boden Eis, aber außerdem kommen in der Höhle auch viele Eisstalagmiten vor. Eine herrliche Gruppe hat man nicht mit Unrecht „Altar“ genannt. Der höchste Stalagmit hat eine Höhe von 3 Metern und eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Frau, so daß man ihn für eine verschleiert sitzende Königin ansah. Es ist ein bezaubernder Anblick: diese bläulich-weißen Eisgebilde im Schimmer des röthlichen Fackellichtes! Keine Worte vermögen den großartigen Effect wiederzugeben.

Wir verlassen Höhle und Abgrund und steigen wieder in die Höhe. Unser Weg führt ja auf den Bihar. Dieser hat drei Gipfel. Von demselben hat man nun wieder eine herrliche Augenweide, aber mehr über die zunächstliegenden Gebirge. Die Glanzpartie bildet darin der Anblick des Petroster-Hochgebirgszuges, sowie der bedeutendsten Gipfel der Batrina.

Doch wir besuchen nun die letzten selbst, um von dort in das Szamosthal zu gelangen. Zur Batrina, die sich aus grünem Wald- und Wiesengürtel in einem mächtigen burgartigen Felsengipfel erhebt, geht es im Thale der Ghirda aufwärts. Der Felsgipfel gibt ein dreifaches Echo. Von oben überfieht man die mannigfachen Gipfel des Bihar-Gebirges, den Zug des Munte, vom Cornu muntilor bis zum Mico, mit dem Talhariului und den hervorragendsten Gipfeln des Boties'a bis zum Vladrasa auf der rechten Seite. Ostlich schweift der Blick bis in das Aranyosthal bei Böröspatak

und an die östlichen Karpathen. Wir steigen von der Betrina hinab und nehmen die Richtung gegen N. W. Der Saumpfad führt uns zur stăna di pietra, einem recht felsigen Berge. Am Fuße der Felsenkuppe liegt die Koliba der stăna di pietra. Nach einer Weile kommen wir nach Vertopu, in eine große Wiesen-Wulde, welche größtentheils sumpfig ist und auch zwei Teiche in sich schließt, auf denen zuzeiten Wildenten sind. In einiger Entfernung sammelt sich im Urwalde, theilweise aus Sümpfen ein Bach; es ist der eine Arm des warmen Szamos. Wir wandern nun bis zum Zusammenflusse der beiden Arme, dann setzen wir hinüber zu dem Ursprunge der schnellen Körös im Dumbrava.

Vom Ursprung der schnellen Körös nach Klausenburg.

(Körösthäl. — Banffi Hunyad. — Klausenburg. — Kolosmonostor.)

Wir folgen nun dem Laufe des Flusses. Von Westen schaut der gewaltige Bladrasa, die zweithöchste Kuppe des Bihar-Gebirges und der letzte Hochgipfel gegen Norden (1945 Meter), herab. Bei N. Sebes sind wir an dem Zusammenflusse des Draganbaches und der schnellen Körös angelangt. Wir gehen nun an dem vereinigten Flusse weiter abwärts und beachten nicht, daß wir von dem nahen, an der Grenze Siebenbürgens gelegenen Bucsa aus die Eisenbahn, die durch das Körösthäl in das Land hineinführt, zu benutzen in der Lage wären. Können wir doch so auch besser den interessanten Bau der vor wenigen Jahren vollendeten Eisenbahn betrachten! Die Berge treten bei Bucsa mit steilen, grünumrankten, röthlichen Felswänden an den Fluß, der klar und tosend sich durch die Enge stürzt. An einer Stelle kommt ein reizender kleiner Wasserfall über den Felsen in die Körös herab. Die Bahn passiert öfter Tunnels und eilt dann über ein Terrain, das erst durch Sprengung dem Felsen abgewonnen worden ist. Bei Rev besteigen wir den von Großwardein heranbrausenden Zug und durchfliegen nun den reizenden, von der Körös durchrauschten Paß, den wir eben erst, gemächlich und zu größerem Ergözen, von Kis Sebes an durchwandert haben.

So gelangen wir nach Banffi Hunyad, einem Marktflecken von 3300 Einw., über dem sich ganz hübsch das gräflich Banffi'sche Familienschloß erhebt. Es ward im Jahre 1600 auf Befehl des walachischen Eindringlings, des in Siebenbürgen übel berücksichtigten Wojwoden Michael, zerstört.

Die Bahn steigt in großen Windungen. Eine reizende Aussicht auf Berg und Thal bietet sich, der Zug braust durch einen langen Tunnel, dem ein hoher Viaduct folgt, und läßt sich dann herab in das Nadaser Thal. Die Berge werden niederer, die Bahn tritt endlich in das hübsche Szamosthäl und erreicht

Klausenburg, magyarisches Kolosvár. Diese Stadt breitet sich von Osten nach Westen aus und hat 26.000 Einwohner. In der Zeit der Römerherrschaft stand an jener Stelle, auf der heute Klausenburg sich erhebt, Napoca, das Trajan wahrscheinlich auf der Stätte einer dakischen Stadt gründete. Mauerreste, Sarkophage und ein Steinkistengrab sind von der Römerstadt aufgefunden. Klausenburg ward unter der Regierung König Stephans V. (1270 bis 1272) durch deutsche Ansiedler, die dieser mit Rechten und Freiheiten reichlich ausstattete, gegründet. Doch vermehrten Karl Robert und Ludwig I. die Freiheiten der Stadt (1316, 1331, 1370, 1372). An der Spitze des Gemeinwesens sollte ein vom Könige eingesetzter Königsgraf stehen. Die Bevölkerung sollte sich Pfarrer und Richter selbst wählen. Die Steuer setzte Ludwig auf 52 Mark herab, von der Heeresfolge kaufte sich die Stadt um 200 Goldgulden los. Gewerbe und Handel blühten damals auch in Klausenburg, doch um jene Zeit erscheint auch schon magyarisches Element in der Stadt, außerhalb der Mauern in der Ungergasse. Von da drang es mehr und mehr in die Stadt selbst ein und gewann Antheil an der Verwaltung. Seither schritt die Magyarisierung Klausenburgs stetig vorwärts und so ist es heute eine vollständig magyrische Stadt, der Sitz des magyrischen Adels in Siebenbürgen. Auf Siegmunds Befehl ward Klausenburg mit Mauern umgeben. 1443 erblickte Matthias Corvinus, der nachmalige ungarische König, hier das Licht der Welt. Und doch blieb die Stadt nicht fern dem Aufstande, der 1467 gegen Matthias erhoben wurde. Damals kam der König nach Klausenburg und bestrafte mit glühenden Zangen, mit Pfahl und mit Rad die Anstifter des Aufstandes. Von den Kriegen in der Fürstenzeit blieb auch Klausenburg nicht verschont und ebenso ward es zu Anfang des 18. Jahrhunderts in den Kuruzzenkrieg hineingezogen. In Klausenburg wurden wiederholt Landtage abgehalten; zu mehrerenmalen ist dieser Ort auch die Hauptstadt des Landes gewesen. Seitdem jedoch Siebenbürgen völlig in Ungarn aufgegangen ist, hat Klausenburg aufgehört, Metropole zu sein, doch haben mehrere Ämter für ganz Siebenbürgen, außerdem der Superintendent der evangelisch-helvetischen und jener der unitarischen Landeskirche hier ihren Sitz.

In Klausenburg starb vor wenigen Jahren als Bischof, d. h. Superintendent der Unitarier, der 1812 zu Nagy Ulya geborne magyrische Dichter Johann Kriza. Er ist der Herausgeber der verdienstvollen Volkslieder Sammlung: „Wilde Rosen aus dem Szeklerlande.“ Klausenburg ist auch die Geburtsstätte eines andern magyrischen Poeten, Paul Gyulai, der hier 1826 das Licht der Welt erblickte. Am meisten bekannt ist sein 1847 gedichtetes Klagegedicht: „Siebenbürgen,“ worin er mit den Worten schließt:

Treues Echo deiner bessern Tage
Bleibt, dich zu beweinen, mir das Lied,

Gilt auch allem meine Todtenklage,
Nie vergeht der Schmerz, der mich durchglüht.

Seit dem Jahre 1872 besteht in Klausenburg eine Universität mit drei Facultäten (die theologische fehlt) und magyarischer Unterrichtssprache. Gymnasien hat die Stadt drei: ein römisch-katholisches, ein reformirtes und ein unitarisches. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die katholische Hauptkirche hervorragend, welche gothisch, dreischiffig, von König Siegmund begonnen



Partie aus Klausenburg.

und 1414 vollendet ist, dann die neue reformierte Kirche mit schöner Facade und zwei minaretartigen Thürmen.

Südwestlich von der Stadt auf einem Hügel, inmitten schöner Anlagen, ist eine im italienischen Stile erbaute Villa, von dem Grafen Miko der Stadt geschenkt und jetzt als Museum benützt, das siebenbürgische Alterthümer, naturwissenschaftliche Sammlungen und eine Bibliothek in sich schließt. Auch eine Münzensammlung, vom Grafen Ladislaus Eszterhazy gegründet, befindet sich in dem Museum. Von dem Balkon des Museumsgebäudes hat man eine reizende Aussicht über Stadt und Umgebung. Einen schönen Blick

auf die Stadt gewährt übrigens auch die Citadelle an dem linken Ufer des Szamos. Auf einer Szamosinsel ist der hübsche Volksgarten mit einer Badeanstalt und einem Sommertheater. Das Klausenburger Theater ist nächst dem Pester Nationaltheater die bedeutendste Pflgestätte der magyrischen dramatischen Kunst. Sonst ist in Klausenburg nicht allzuviel Kunstleben. Die Bevölkerung treibt zum Theile Handel und Gewerbe, zum Theile Acker- und Weinbau.

In der nächsten Nähe von Klausenburg, von der Stadt nur durch die Szamosbrücke getrennt, liegt Kolosmonostor. Einst war es der Sitz einer bedeutenden Benedictinerabtei. Heute ist in den ansehnlichen Gebäuden derselben ein Theil des Landesarchivs aufbewahrt.

Von Klausenburg durch die Szamosthäler nach Rodna, von da nach Bistritz.

(Szamos-Ujvar. — Dees. — Deesakna. — Rakod. — Rebrisoara. — Ulah St. György. — Rodna. — Kuhhorn. — Neu-Rodna. — Jaab. — Bistritz.)

Von Klausenburg reisen wir an dem kleinen Szamos abwärts. Die Gegend ist zunächst eben und einförmig; kein nennenswerter Ort erscheint bis Szamos-Ujvar, einer meist von Armeniern bewohnten, regelmäßig gebauten Stadt, die mit der Vorstadt Raudia 5200 Einwohner hat. Das Schloß von Szamos-Ujvar wurde im Jahre 1542 von dem Cardinal Martinuzzi erbaut, durch Rakoczj II. erweitert und dient heute als Landesgefängnis für Verbrecher, die eine Kerkerstrafe von mehr denn einem Jahre abzubüßen haben. Im Jahre 1870 befanden sich in dieser Strafanstalt 137 Magyaren, 20 Deutsche, 221 Rumänen, 38 Angehörige anderer Nationalitäten. Den Sträflingen wird der Aufenthalt im Gefängnis nicht hart gemacht. Sie bewegen sich frei im ganzen Raume der Strafanstalt und arbeiten dies oder das. Sind sie Handwerker, so treiben sie ihr Geschäft weiter fort, verstehen sie kein Handwerk, so lernen sie eines. Nur die Eisen, welche die schweren Verbrecher an den Füßen tragen, erinnern daran, daß man in einem Gefängnisse ist. Die Gefangenen, denen es auch an guter Kost nicht fehlt, befinden sich recht wohl, oft wohlter als daheim. Auch für ihre religiösen Angelegenheiten ist bestens gesorgt. Es befinden sich in dem Straßhause für die Anhänger jedes Glaubensbekenntnisses ein Betsaal und je ein Seelsorger, sieben Geistliche im ganzen.

In Szamos-Ujvar hat auch ein dem Blasendorfer Metropolitenergeordnetem Bischof der griechisch-katholischen (unierten) Confession seinen Sitz.

Nördlich von Szamos-Ujvar liegt, am Zusammenflusse der beiden Szamos, das ungarische Landstädtchen Dees mit 5800 Einwohnern, in einer fruchtbaren, mit Weinreben und Mais bepflanzten Ebene. Der Ort ist von Deutschen angelegt, offenbar noch vor dem ungarischen Könige Geisa II.,

doch wurde er nachher magyarisiert. Über seine Gründung hat sich eine Sage erhalten. Als die sieben hunnischen, d. i. magyarischen Führer in das Land gekommen seien, heißt es, hätten sie Erde, Gras und Wasser aus Ungarn mitgebracht. An der Stelle des heutigen Dees hätten sie es in die Höhe geworfen und deus gerufen; daraus sei Dees geworden. Unter den Gebäuden ist das Rathhaus das schönste.

Etwas südlich von Dees liegt Deesakna, ein ungarisch-rumänisches Dorf mit reichen Salzgruben.

Von Dees abwärts bietet das Thal des vereinigten Szamos wenig Reiz. Wir wandern darum an dem großen Szamos aufwärts. Das fruchtbare Thal dieses Flusses wird zunächst bloß von Hügelreihen eingeschlossen, die Gegend hat deshalb der Schönheiten nicht so viele, nur von Norden her schauen die imposanten Kuppen der Grenzgebirge, der Czibles und das Kuhhorn, ernst herüber. So erreichen wir den Marktflecken Raşod, dessen 2447 Bewohner hauptsächlich Rumänen sind. Der Ort war ehemals der Sitz des Stabes vom 2. Rumänen-Grenzregimente und macht noch heute durch die ansehnlichen Gebäude, in denen die Officierswohnungen sich befanden, einen guten Eindruck. Auch die Einwohner haben hier, wie in Urlat am Cibiu, noch etwas Strammes, Militärisches. Da sie in einer Schule, die unter Militärverwaltung gestanden hat, herangebildet worden sind, sprechen sie deutsch, haben einen weiteren Gesichtskreis, als sonst das rumänische Volk und tragen sich auch besser gekleidet. In neuester Zeit ward in Raşod ein griechisch-katholisches Gymnasium gegründet. Südlich von Raşod, auch am Szamos, liegt Rebrisoara, wo 1817 der beliebteste rumänische Dichter Siebenbürgens, Andreas Muresianu, geboren wurde. Er ist der Sänger des begeistervollen rumänischen Nationalliedes, der rumänischen „Wacht am Rhein:“ *Destepa-te Romane* (des Rumänen Erwachen). Gestorben ist er unmaachteten Geistes am 24. October 1863 zu Kronstadt.

Von Rebrisoara führt uns der Weg an den klaren Wellen des Szamos durch freundliches, von Bergen umgebenes Ackerland, an schattigen Wäldern vorüber; das Thal wird bald weiter, bald enger, die Gebirge rücken näher. Wir fahren in das Gebirge ein und kommen nach Dlah St. György, einem ansprechenden Badeorte und, nachdem wir das rumänische Dorf Major passiert haben, nach dem Bade Dombhad und so auf das Gebiet von Alf-Rodna. Es ist ein historisch denkwürdiges Stück Land, auf dem wir in Rodna stehen. Schon die Hand des Römers scheint, wie aus Fundstücken zu schließen ist, hier gewaltet zu haben. Sicher aber war Rodna bereits im Anfang des 13. Jahrhunderts eine blühende deutsche Stadt, deren zahlreiche Einwohner aus dem Ertrage der benachbarten Gold- und Silbergruben, wie aus den goldführenden Flüssen ihres Gebietes reichen Ertrag zogen. In der Sage freilich wird der Ort noch mehr verherrlicht. Darnach sollen die Dörfer Major und Schanz seine Vorstädte gewesen sein. Als die Mongolen in

Siebenbürgen einbrachen, ward von dem großen Haufen zuerst diese Stadt bedroht. Die Rodnaer zogen ihnen mutthig entgegen und die Mongolen wichen zurück. Doch als die Nacht herniederfiel und die Rodnaer fröhlichem Gelage sich ergaben, kehrten die Mongolen wieder. Rodna wurde von ihnen zwar nicht zerstört, doch mußte Graf Aristald mit 600 seiner besten Krieger dem Mongolenhäuptlinge nach Ungarn folgen.

Die Blüte Rodnas war dahin, allerlei Schicksalschläge trafen nachher den Ort, er versiel gänzlich. Im Jahre 1766 zog der letzte Deutsche aus dem unterdes ganz rumänisch gewordenen Orte. An die alte deutsche Stadt erinnern aber heute noch der Kirche ehrwürdige, mit Moos bewachsene Mauern, in die sie das griechisch-unierte Kirchlein hineingebaut haben, alte Kellerräume, in denen, wie die Sage erzählt, sogar noch Fässer mit Wein gefunden worden sind, und einzelne sächsische Worte, die sich im rumänischen Munde erhalten haben.

An dem Gießbache, der vom Kuhhorn herab dem Szamos zufließt, suchen wir den Pfad nach dem in der Nähe befindlichen, ausgedehnten Bleibergwerke. Zu beiden Seiten desselben erheben sich abschüssige, bis an den Fuß mit Laubwald bewachsene Bergwände und bilden eine höchst romantische Schlucht. Auf der Hälfte des Weges etwa kommen wir an dem perlenden Sauerbrunn Vale vinului vorüber. Dann werden mitten aus dem Grün des Gebirges heraus die Schmelzwerke und Schmelzöfen mit ihren langen schwarzen Schloten sichtbar. Die Gegend wird immer wilder. Großartige Felsen, mit schlanken Tannen gekrönt, schließen in dem sogenannten Teufelsthore den tosenden Gießbach ein. In einer Höhe von etwas über 1000 Meter erreichen wir das Bergwerk. An dem Bache stehen Poch-, Wasch-, Rinn- und Rehrwerke. An die steilen Felswände aber angelehnt und mitten drinnen in dem düstern Walde sind die Wohnungen der Bergleute. Das Bergwerk hat etwa zehn Stollen, aus denen vorzüglich Bleiglantz, aber auch, obgleich heute in geringerer Menge denn ehemals, Gold und Silber gewonnen wird. Das Muttergestein bildet Thonschiefer und Glimmer.

Von dem Bergwerke steigen wir nach dem Kuhhorn empor. Unser Weg führt durch prächtigen, aromatisch duftenden Nadelwald. Schon nach 2 Stunden hört der Wald auf und freundliche, saftige Alpenweiden, auch hier die trauliche Stätte der Sennerei, breiten sich vor uns aus. Schon erblicken wir das „Horn,“ das in kühnen Formen sich zum Himmel reckt. In Kurzem haben wir es, wenn auch nicht ohne große Anstrengung, erreicht und stehen darauf. Hier bietet sich dem Auge nun wieder eines jener Bilder, an denen die Karpathen Siebenbürgens so reich sind. Unmittelbar unter uns fällt nach Norden und Westen der Fels, mannigfach zerrissen, ab, an der Ostseite badet er seinen Fuß in dem klaren allerliebsten Calasee, der aus einem tiefen Kessel zu uns aufblickt. Weiterhin aber eilt unser Blick von Berg zu Berg, er fällt auf den krystallklaren Szamos und das lachende, mit

freundlichen Ortschaften besetzte Thal dieses Flusses. — Wir steigen zum See herab. In der Nähe ist er nicht so reizend, wie er von oberher aus sah, theils öde Steinwände schließen ihn ein, theils steile Geröllhalben. Dann aber begeben wir uns unter neuen Naturgenüssen auf anderem Wege, als auf dem wir gekommen, wieder in das Thal, das wir auf dem Marktplatz von Nodna betreten.

Über Neu-Nodna, durch den schönen Nodnaer-Pass, führt uns der Weg in die Bukowina, wo er sich alsbald mit der den Borgoer-Pass durchsetzenden Straße vereinigt. Wir kehren auf der letzteren, im Schatten eines herrlichen Buchenwaldes, nach Siebenbürgen zurück. Von der linken Seite grüßt uns das imposante Haupt des 1895 Meter hohen Pietrofsul, dem die



Bistritz.

muntere Bistritz entspringt. Zunächst über die Magura Kalului, dann im Thale der Bistritz geht es weiter nach Borgo Prund und von da nach Saad. Dieses stattliche, sächsische Dorf soll in alter Zeit größer und umfangreicher gewesen sein, als heute. „Damals fuhren 600 Wirte mit eigener Pflugshar aus dem Dorfe und es wurde viel Hanf und Flachs und selbst Wein gebaut,“ so erzählt uns die Sage.

Durch das freundliche Wallendorf, das südlich von Saad liegt, gelangen wir in die Hauptstadt der deutschen Ansiedlung im Norden Siebenbürgens, nach Bistritz. Diese Stadt, 7212 Seelen stark, liegt in dem lieblichen Thale, das von den klaren Wassern der Bistritz durchfurcht und von Hügelreihen begrenzt wird. Links erhebt sich der Schieferberg, an dessen

Abhängen sich die duftenden Obstgärten der Stadt hinaufziehen, ihm gegenüber aber liegt der Burgberg, auf dessen Seiten Nebengewinde sich empor-schlingt und von dessen Höhe die Ruinen des Flesterturmes wehmüthig herunter grüßen.

Über die Gründung von Bistritz wissen wir nichts Näheres. Nur die Sage erzählt uns, daß Rodna vor Bistritz bestanden habe und daß die Steine von dem nahen Rodna zu der Erbauung von Bistritz hergenommen worden seien. Wahrscheinlich ist die Stadt auch zur Zeit Geislas II. entstanden. Urkundlich ist sie erst 1222 bezeugt. Unter Andreas III. besaß sie bereits ein von den Kreuzträgern des heiligen Geistes geleitetes Spital. Übrigens hatte vorher schon Bistritz durch Feuer und Schwert der Tataren viel gelitten.

Zu dem Thronkampfe, der nach dem Tode des Königs Andreas III. ausbrach, stand Bistritz auf Seite Ottos von Baiern, weshalb die Stadt sich auch seines Besuches zu erfreuen hatte. Das Jahr 1334 ist für Bistritz bedeutungsvoll, denn in diesem Jahre erhielt die Stadt von der Königin Elisabeth einen Freibrief, wornach dort die Gerichtsbarkeit dem durch den König eingesetzten Grafen, wie dem von dem Volke erwählten Richter zutam. Im übrigen ward das ganze Freithum Hermannstadts auf Rösen übertragen. Unter dem Schutze solcher Freiheiten brachte auch hier das Gewerbe reichen Ertrag. Regler Handelsverkehr gieng von Bistritz nach Polen und der Moldau. Wenn Bistritz von den Türkeneinfällen verschont blieb, so ersuhr es doch auf andere Weise Hartes. Im Jahre 1453 hatte König Ladislaus dem Reichsstatthalter Hunyadi das Erbgrafenthum von Bistritz übertragen. Dessen Nachfolger darin war Szilagyi, der die Bistritzer von der Burg aus, die Hunyadi hatte erbauen lassen, zu bedrücken begann. Erbittert griffen die Bistritzer unter ihrem Richter Thümmel zu den Waffen, Szilagyi plünderte und verbrannte die Stadt, viele der Bewohner flohen, die Gefangenen wurden verstümmelt. König Matthias verzieh den Bistritzern nicht nur, sondern er hob die Erbgrafenwürde auch auf und überließ den Bewohnern der Stadt die Feste zur Zerstörung. Aus den Steinen der Burg ward eine die Stadt schützende Mauer.

Aber auch andere Prüfungen kamen über Bistritz. Es wurde durch das Schwert des moldauischen Wojwoden Andreas (1530) und des kaiserlichen Generals Basta, durch Hungersnoth und Pest, besonders aber durch Feuersbrünste heimgesucht. So wüthete am 18. April 1857 in Bistritz ein schrecklicher Brand. Infolge des dadurch nothwendig gewordenen Neubaus macht Bistritz heute den Eindruck einer neueren Stadt.

Das schönste Gebäude in Bistritz ist die auf dem großen, viereckigen Marktplatze stehende Kirche, die in den Jahren 1560—1563 mannigfache Erneuerung ersuhr, zum Theil im Renaissancestil. In dem Innern der Kirche hängen eine Menge Fahnen, zum Andenken an die Siege über die

Türken. Über die Kirche erhebt sich ein mehr denn 70 Meter hoher schlanker Thurm, den eine schöne Steingalerie umgibt. Es ist der höchste von den Thürmen Siebenbürgens. Unter den Bildungsanstalten ist das evangelische Obergymnasium die bedeutendste. Die Bevölkerung ist zum größten Theile evangelisch-lutherisch. Die Reformation hatte bereits im Jahre 1552 in Bistritz Eingang gefunden.

Von Bistritz über Sächsisch-Regen nach Maros-Basarhely.

(Heidendorf. — Mönchsdorf. — Lechnitz. — Dürrbach. — Tekenendorf. — Sächsisch-Regen. — Görgeny St. Jure. — Maros-Basarhely.)

Südlich von Bistritz, auch an dem Ufer des gleichnamigen Flusses, liegt, am Fuße der anmuthigen Nebenhalden, die den feinen, aromatischen Steiniger liefern, Heidendorf, ein schöner und wohlhabender sächsischer Ort. Wir folgen der Straße, die bei Szerethalva das Bistritzthal verläßt und sich nach Süden wendet. Sie erklimmt nun eine Höhe, von der herab sich eine wundervolle Aussicht bietet. Fern im Norden erheben sich die majestätischen Grenzgebirge mit dem Szibles und Kuhhorn, davor aber liegt das freundliche Bistritzthal mit dem stattlichen Bistritz im Kranze schmucker Dörfer, gegen Osten schaut das Auge in das nicht minder reizende Thal des Sajo und schweift fernhin bis an die sich im blauen Dunste verlierenden Höhen des Szeklerlandes. Im Westen aber eilt der Blick über das vom großen Szamos durchströmte, von anmuthigen Höhen begleitete Thal, über seine Felder und Wälder. Jenseits der Höhe, auf der wir sind, liegt Mönchsdorf, ungarisch Harina. Der Ort war ursprünglich ganz deutsch, ist aber heute größtentheils rumänisiert. Ehemals gehörte er zu den Gütern des siebenbürgischen Bisthums und mit dessen Unterstützung scheint auch die noch stehende schöne Kirche erbaut worden zu sein, die heute eines der interessantesten Denkmäler des romanischen Baustiles in Siebenbürgen ist. Sie erhebt sich gegenwärtig fast noch so, wie sie einst, noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, erbaut wurde, mit ihren zwei stattlichen Thürmen und der hohen Giebelwand dazwischen, die gleich den Thurmwänden durch schöne Rundbogenfriese in drei Felder getheilt und von edel geformten Fenstern durchbrochen wird.

Wenn in Mönchsdorf nur die Erinnerung an kräftiges, deutsches Leben in uns aufsteht, so berührt uns daselbe unmittelbar in dem westlich davon gelegenen Markte Lechnitz. Südlich von Mönchsdorf erreichen wir das rumänische Galacz, in dem wir ein verfallenes Kirchlein, an dem einst auch deutsche Hände bauten, finden.

Durch das sächsische Dorf Dürrbach, eine von den Gemeinden, die das südliche Stück des Nösnergaues bilden, wie durch Eida gelangen wir in den sächsischen Markt Tekenendorf, der 2000 Einwohner zählt. Der Ort macht

durch seine saubern, soliden Gebäude einen wohlthuenenden Eindruck. Namentlich aber zieht die evangelisch-lutherische Kirche, die durch eine Befestigung von Ringmauern und Thürmen in früherer Zeit gegen das Andringen der Feinde geschützt ward, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Bewohner sind stark und schön und treiben Wein- und Feldbau.

Von hier wenden wir uns in das Marosthal. Schon haben wir die Anhöhe erreicht und nun liegt es vor uns ausgebreitet, das schöne Thal. Durch liebliche Korn- und Getreidefelder geht es in demselben weiter, an alten schattigen Eichenhainen und besonnten Nebengeländen vorüber, von Berg zu Thal, bis wir Sächsisch-Regen erreichen. Die Lage dieser Stadt ist reizend. Sie erhebt sich nahe an der Vereinigung des Györgeny mit dem Maros auf einer Anhöhe, eingeschlossen durch einen Kranz von Bergen, so daß auf dieser Landschaft das Auge gerne verweilt. Sächsisch-Regen zählt 5500 Einwohner, von denen der größte Theil deutsch und evangelisch A. B. ist. Nicht auf altem Sachsenboden, sondern im Gebiete des „Ungarlandes“ gelegen, erscheint Sächsisch-Regen schon zur Zeit der Anjouer als nicht unbedeutender deutscher Ort. Von schlimmen Tagen nicht verschont geblieben, traf doch der schwerste Schlag den damaligen Markt in der ungarischen Revolution, wo er in Schutt und Trümmer verwandelt wurde. Doch blühte er, zur Stadt erhoben, rasch auf. An Stelle der bisherigen Beschäftigung der Bevölkerung mit Brantweimbrennerei trat nun lebhafter Holzhandel. Flöße und Bretter holten und holen die Regener aus den benachbarten alten Tannenwäldungen des Szeklerlandes und bringen sie auf dem Maros nach Arad oder bis auf die Theiß und die Donau. Dieser Handel wirft ihnen reichen Gewinn ab und setzt sie in den Stand, auch für höhere geistige Güter Opfer zu bringen. Die in der Revolution zerstörte evangelische Kirche haben sie wieder aufgebaut und mit einem neuen Altar und einer neuen Orgel versehen. Im Jahre 1865 wandelten sie ihre Knabenschule in eine Unterrealschule um, die nachher in ein Realgymnasium überging, für das sie stets tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen trachten. Überhaupt ist in dieser von magyarischen Elementen rings umgebenen Gemeinde ein frischeres, kräftigeres Streben, als in manchem Orte, der mitten in dem alten Sachsenlande liegt. Es ist darum ein berechtigtes Lob, das G. D. Teutsch der Stadt im Jahre 1857 spendete: „Zwar die jüngste unter ihren Schwesterstädten, ist sie doch mit nichten die ärmste an Ehren und an Treue. Auch sie, eine Gründung der Weisheit ungarischer Könige, hat seit Jahrhunderten die schöne Aufgabe gelöst, ein Ausgangspunkt der Freiheit und ein Herd der Bildung zu sein in dem zauberisch schönen Thale des oberen Mieresch (Maros).“

Von Sächsisch-Regen kommen wir am Györgynerbache aufwärts nach Györgeny St. Imre, einem ungarischen Markt, auf den von steiler Höhe die Ruinen jenes Schlosses herabsehen, das Johann Siegmund Zapolya im Jahre 1561 nach dem Szekleraufstande erbaute, Gabriel Bethlen und

Georg Rakoczzy I. noch mehr befestigten, Rabutin aber im Kuruzenriege zerstörte.

Nun einen Abstecher durch das Marossthal nach dem südlich von Sächsisch-Regen gelegenen Maros-Basarhely! In Gyerneszeg und Saromberke finden wir Schlösser, die, der gräflichen Familie Teleki gehörig, durch ihre Pracht, wie durch ihre Befestigungen unser Interesse auf sich ziehen. Und nun bieten sich uns wieder Bilder reichen Gottessegens: herrliche Wiesen, auf denen kräftige Kinder weiden, prächtige Getreidefelder, die sich bis auf die Höhen der Berge hinaufziehen, üppige Tabakpflanzungen, ausgebreitete Melonengärten. Durch solche Gegend gelangen wir in die Hauptstadt des Szeklerlandes Maros-Basarhely.



Maros-Basarhely.

Wir bemerken darin breite gerade Gassen und schöne Gebäude, doch neben einem adeligen Palaste steht nicht selten ein kleines Bürgerhaus, was den guten Eindruck etwas beeinträchtigt. Über die Stadt ragt von einer Anhöhe ein großartiges festes Schloss empor, in dem sich jedoch heute eine Militärkaserne, Magazine und die alte gothische Kirche der Reformierten befinden. Sonst hat M. Basarhely noch mehrere katholische Kirchen und ein kleines lutherisches Bethaus. Obwohl es nur 12.600 Einwohner zählt, so besitzt es doch zwei Obergymnasien, ein katholisches und ein reformirtes. Von großer Wichtigkeit sind die öffentlichen, gräflich Teleki'schen Sammlungen, eine große Bibliothek, die 60.000 Bände umfaßt, und eine reichhaltige Mineraliensammlung. Maros-Basarhely ist der Sitz des Gerichtes zweiter

Instanz für Siebenbürgen, der königlichen Tafel. Die Bevölkerung ist fast durchaus magyarischer Nationalität und hauptsächlich evangelisch-helvetischen Bekenntnisses. Sie lebt von allerlei Handwerk, namentlich von der in ungarischen Städten heimischen Eismenmacherei, aber auch von Landwirtschaft.

In Maros-Basarhely wurden mehrere Landtage von Bedeutung abgehalten. Im Jahre 1556 ward hier Johann Siegmund Zapolya neuerdings als Fürst von Siebenbürgen anerkannt. Und als die Szekler gegen ihn einen Aufstand erhoben, wurden sie bei Maros-Basarhely geschlagen. 1571 ward in Maros-Basarhely die unitarische Kirche für gleichberechtigt mit der römisch-katholischen, der lutherischen und calvinischen erklärt. In Maros-Basarhely wurden 1659 auch Georg Rakoczj II. und 1661 Michael Apafi I. auf den Fürstenthron erhoben.

Im Szeklerlande.

(Borjzsek. — Tölgyeser-Pass. — Gyergyó St. Miklos. — St. Domokos. — Hargitta. — Nafhsalu. — Szekely-Udvarhely. — Szombatsfalva. — Almaß. — Esik Szereba. — Tüsnad. — St. Annensee und Somad. — Kezdi-Basarhely. — Büdös. — Sepsi St. György. — Elöpataf. — Arapataf.)

Von M.-Basarhely wollen wir wieder zurück nach Sächsisch-Regen, um von da das schöne Marosthal hinauf zu reisen. Es bieten sich uns hiebei wechselnde Bilder. Bald weitet sich das Thal und wir erblicken magyarische und rumänische Dörfer auf dem Plane, bald verengt es sich. Mächtige Felsen erheben sich schroff und grünumbüschelt an den Ufern des brausenden Flusses und zwingen ihn so ein, daß nur mit Mühe die Straße den Elementen abgezwungen werden konnte. So kommen wir mitunter in Gegenden von wunderbarer Schönheit.

Oberhalb Toplitz verlassen wir den Maros und wenden uns nordostwärts nach Borjzsek, dem berühmtesten Curorte Siebenbürgens. Derselbe liegt in einem schönen Thale am Fuße eines steilen Abhanges. Die eifigen Quellen des vortrefflichen Säuerlings, der hier quillt, entspringen auf einem Terrain von kaum einer halben Stunde. Neun werden benützt, fünf zum Baden, vier zum Trinken. Es ist schwer, ein volles Glas des perlenden, knisternden Sauerwassers auf einmal zu trinken. Sein Geschmack ist wohl angenehme Säure, aber es ist auch reizend und kitzelnd. Eine große Menge des Wassers wird jährlich in Flaschen, die eigens dazu in der am Orte befindlichen Glasfabrik gemacht werden, versendet. In Siebenbürgen wird das Borjzsekwasser gewöhnlich mit Wein gemischt genossen und bildet dann einen angenehmen labenden Trank. So trefflich und heilkräftig der Borjzsek Säuerling auch ist (er ist beispielsweise kräftiger als der zu Rohitzsch in Steiermark), so läßt doch der Badeort Borjzsek noch manches an Comfort

zu wünschen übrig. Die Zahl der Curgäste beträgt jährlich 600—700 und sammelt sich nicht bloß aus Siebenbürgen, sondern auch aus den Nachbarländern. Die Vorzseker Quellen sollen durch einen brustkranken Rumänen entdeckt worden sein, der von seinen Schafen aus der Walachei in die Heimat zurückkehrte, um zu sterben. Er fand zufällig die Quellen und ward durch sie gesund. Und ebenso erprobte nach ihm ein Beamter aus der Cabinetskanzlei Josefs II. die Heilkraft des Wassers. Das führte dazu, die Sauerbrunnen zu verwerten. So gewann Vorzsek seine heutige Bedeutung.

Nicht weit von Vorzsek ist der Tölghejer-Pass. Der Weg dahin führt an einer Glasfabrik vorüber, unter den Felsenruinen und den Massen der Bären- und Eishöhlen, am Ufer des Vorpatal. Nach dessen Mündung treten wir in das Thal der Bistrischoara, in wildromantische Gegenden, wo sich der reichste Genuß uns bietet. Doch wir kehren nun wieder in das Marosthal zurück. Von der steilen Höhe des Köfzres herab werfen wir noch einmal den Blick auf das dunkle Grün der herrlichen Wälder, die wir verließen, dann eilen wir der im bunten Wechsel von Wiesen, Äckern und Dörfern prangenden Ebene zu, deren Hauptort Sergyho=St. Miklos ist.

Der 5600 Einwohner zählende Markt ist hauptsächlich von Armeniern bewohnt, die sich mit Viehhandel beschäftigen. Auch hier stehen, wie gewöhnlich in den größeren Orten des Szeklerlandes, höhere, wohlgebaute Häuser neben armseligen Holzhütten.

Südllich von St. Miklos liegt die Wasserscheide zwischen Maros und Alt. An einem von den Quellbächen der Maros windet sich oberhalb Vaslab die Straße zwischen Trachytbergen und Glimmerschieferfelsen nach dem bloß 928 Meter hohen Gebirgsattel der Wasserscheide. Auf der andern Seite senkt sie sich in das Thal eines dem Alt zueilenden Baches und dann des Alt selbst, an dem wir St. Domokos finden. Kaum 2 Meilen davon entfernt liegt nordöstlich das berühmteste Kupferbergwerk Siebenbürgens Balan oder Balanbanja. Wir gelangen in dieses Werk an den klaren Wellen des stürmisch dahineilenden, noch jugendlichen Alt. Das Thal des Alt ist zuerst anmuthig, dann aber wird es immer großartiger, romantischer. Zu beiden Seiten des Flusses starren weiße Kalkfelsen in die Höhe, unraunt von dunklem Waldesgrün. An dem rechten Ufer des Alt ist ein großes Lager von Chloritschiefer, durch welchen sich drei parallelaufende Kupfer- und Eisentieslager hinziehen. Das Kupfer wird in fünf Stollen abgebaut, wovon der längste etwa 600, der kürzeste fast an 200 Meter lang ist. Im Thale liegen die Hüttenwerke, in denen das Erz zum Gusse gebracht wird. Viel Kupfer wird aus den kupferhaltigen Quellen als Cementkupfer gewonnen. Nördlich von dem Bergorte erheben sich zwei großartige Kalkfelsen: Hagymas und Esjentetej. Zwischen ihnen aber steht der mit Fichten bedeckte Egheskö (Einzelnstein), der einmal wohl jene beiden Berge verbunden haben mag.

Wir folgen nun einige Zeit dem Laufe des Alt, dann aber steigen wir die Hargitta hinauf, die sich, 1700 Meter hoch, auf dem rechten Altufer erhebt. Auf der östlichen Seite sind ihr nicht — wie auf der westlichen — Berge vorgelagert. Schluchten durchfurchen hier von oben bis unten, mit alten, stattlichen Rothtannen bewachsen, die Bergwand. Mühsam geht es aufwärts, doch nach ein paar Stunden ist die Aufgabe gelöst. Wir stehen auf dem Plateau, in dem die Hargitta endet, wenig über dem dunkeln Grün der Tannen. Nachdem wir uns an der herrlichen Aussicht, die sich uns dort oben bietet, erhoben haben, treten wir den Rückweg an, aber auf der Südwestseite, und gelangen so nach Olahfalva, einem größeren, zu beiden Seiten des Homorod gelegenen Dorfe, in dessen Nähe wir ein Eisenwerk und — an dem Homorod — mehrere Sägemühlen finden.

Südwestlich davon liegt Szekely-Udvarhely, ein Städtchen von etwa 4300 Einwohnern, die sich mit bürgerlichen Gewerben, aber auch mit Tabakbau und Bienenzucht beschäftigen. Westlich vor Udvarhely erhebt sich das Gyulai'sche Schloß, das Joh. Siegmund Zapolya nach dem Aufstande der Szekler erbauen, das aber der österreichische General Tige in dem Kuruzen-kriege größtentheils zerstören ließ. In der Nähe der Stadt liegt auch das durch seine Schwefelbäder bekannte Szombatfalva, das den Udvarhelyern zugleich als Sommerfrische dient. Auf der von Udvarhely nach Südosten führenden Straße wandern wir weiter. Von St. Marton machen wir jedoch einen Abstecher nach der sehenswerten Tropfsteinhöhle Ulmas, wo der Barythas durch einen Berg rauscht.

Die früher verlassene Straße, auf die wir zurückkehren, bringt uns wieder in die freundliche, fruchtbare, von prächtigen Höhen umschlossene, vom Alt durchströmte Ebene der Csik zurück, in der wir bei Tusnad halten.

Csik Szereda, am Fuße der Hargitta, liegt nun nördlich von uns. Wir haben es umgangen. Viel haben wir dabei aber nicht verloren. Es ist ein einfaches Städtchen, an dem bloß das befestigte Schloß von Interesse ist. Dasselbe wurde im Jahre 1620 erbaut, 1661 zerstört, dann durch die Österreicher wieder hergestellt.

Mehr Bedeutung hat Tusnad. Es ist in der Bergenge, durch welche die Csiker Ebene von der größeren, fruchtbaren Haromizsker getrennt wird, am Alt gelegen. Tusnads eisenhaltige Sauerquellen bilden eines der ausgezeichnetsten und heilkräftigsten Bäder des Landes und werden daher auch von dem ungarischen Adel gerne und viel aufgesucht. Doch bedeutungsvoller wird Tusnad noch durch die Nähe des schwefelhaltigen Berges Büdös, des St. Annensees und des Berges Csomad. Der St. Annensee ist der größte in Siebenbürgen. Wir steigen den 1330 Meter hohen Csomad hinauf, der seinen Fuß unmittelbar in die blauen Wellen des Annensees taucht. Ein herrliches Bild entrollt sich vor unseren Blicken! Im Norden erblicken wir die schöne Csiker Ebene bis St. Domokos, umrahmt von

dem dunkeln Tannengrün der hohen Berge. Mitten durch sie aber windet sich der hellshimmernde Alt, bis er bei Tusnad in die Gebirgsecke tritt, um jenseits derselben die große und fruchtbare Haromszék zu bewässern. Aus dieser aber leuchten uns die Thürme und Zinnen von Kezdi-Basarhely entgegen, das in der Mitte stattlicher Ortschaften liegt, zwischen denen Saatfelder, Wälder und Wiesen abwechseln und die weiße, länderverknüpfende Straße sich schlängelt. Unmittelbar unter uns breitet sich, 200—230 Meter im Durchmesser, umgeben von tannen- und buchenbesetzten Bergwänden, in stiller Einsamkeit der dunkelblaue See aus, von dem Winde nur leicht gekräuselt. Sein Becken ist offenbar ein Krater. In seinem Schoße erfreut sich kein Geschöpf des Lebens, nur der Wassermolch fristet in dem einsamen Wasser sein Dasein. Doch spiegelt sich in der Fläche die prächtige Umgebung und der Himmel, der darüber hängt.

Auch da ist Poesie, unendlich viel Poesie! Und darum möchten wir auch hier auffauchen:

„Grüner Bergsee, Tannendunkel,
Seid vieltausendmal gegrüßt!“ —

Im Südosten erhebt sich, weithin sichtbar, der Laköza, während von Süden uns die mächtigen Grenzgebirge mit dem Königstein, Bucsecs und anderen Riesenhauptern grüßen. Gegen Westen schließt das Hermanyer-Gebirge mit dem glockenförmigen Kuckucksberge unsern Gesichtskreis ab.

Von dem See gelangen wir nach zweistündiger Wanderung an den Berg Büdös, aus dem durch zwei Höhlen schwefelartige Dämpfe hervordringen. Die eine Höhle liegt auf der Nordseite des Berges, die andere auf der südlichen Seite. Ringsum sind im Innern die Wände mit Schwefel bedeckt. Werden kleinere Thiere in die Höhlen geschickt, so sinken sie sofort todt nieder. Dem Menschen dienen die Schwefelhöhlen zur Cur gegen Augen- und Sichtkrankheiten, doch muß man dabei Vorsicht anwenden. Man betritt die Höhle in leichtem Anzuge mit angehaltenem Athem, zugehaltenen Nasenlöchern und verweilt solange darinnen, als man es eben vermag. Übt man diese Vorsicht nicht, so kann man davon den Tod haben. Für die Curgäste ist hier aber gar nicht gesorgt, sie müssen sich selbst ihre Hütte erbauen, theils aus Flechtwerk, theils aus Brettern.

Wir verlassen die „Höhlen des Todes,“ um, durch Tannen und Buchenwaldung, nach Bülfzad hinabzusteigen. Hier finden wir zuerst wieder große Maisfelder, dahinter erheben sich malerisch die mannigfaltigen Bergkuppen bis zum Esomad und Kukulhegy hinauf. Bis Malnas begleiten wir den Lauf des Alt, da aber biegen wir gegen Osten ab, um dem in dem freundlichen Feketeügy-Becken gelegenen Szellerstädtchen Kezdi-Basarhely einen kurzen Besuch abzustatten. Dann jedoch wenden wir uns auf der

trefflichen Straße, die von Kezdi-Basarhely nach Südwesten abgeht, wieder dem Thale des Alt zu, das wir bei Sepsi-Szent György (4300 Einwohner) erreichen. Diese Stadt ist an und für sich ziemlich belanglos, doch liegt sie mitten in der sich hier erweiternden und mit dem Feketeügy-Thal sich vereinigenden Alt-Ebene. Üppige Felder, namentlich auch mit sehr geschätstem Tabak (dem berühmten Semerianer) bepflanzt, zahlreiche Ort-schaften mit solidgebauten Bauernhäusern und anmuthigen Edelstgen, über die das stattliche Gotteshaus mit seinem schlanken Thurm weit hinaus ragt, liegen ringsumher. An Bewässerung fehlt es nicht. Zahlreich sprudeln mehr oder minder kräftige Sauerquellen aus dem Schoße der Erde hervor.

Südwestlich von Sepsi-Szent György, jenseits der Berge, ist das Bad Elöpataf in einem Becken, das von nur theilweise bewaldeten Bergen gebildet wird, gelegen. Der Badeort ist recht freundlich und wohl eingerichtet. Er hat fünf heilkräftige Brunnen, drei zum Trinken und zwei zum Baden. Ein besonderer Vorzug der Elöpataf-Quellen liegt in ihrem Reichthum an Eisenoxydul. Elöpataf wird von vielen besucht, nicht nur von Siebenbürgern, sondern auch von walachischen und moldauischen Bojaren. Gar mancher geht nach Elöpataf, weil er das stärkere Borzeker-Wasser nicht vertragen kann oder um sich erst auf Borzeker vorzubereiten. Die Leute richten sich's in unserem Badeorte recht behaglich ein. Zu den festgesetzten Trinkstunden finden sie sich am Brunnen ein, dann aber vergnügen sie sich mit Spaziergängen in dem nahen Birken- und Buchenwalde, mit Lectüre, mit Spiel und Tanz. Viel Vergnügen gewährt auch die Zigeunermusik, die jedem etwas bietet. Bald lassen die braunen Künstler einen feurigen Csardas hören, der des Magnaren Herz höher schlagen läßt, bald ein träumerisch, wehmuthsvoll dahinfließendes, rumänisches Nationallied, das den Bojaren in die Heimat versetzt, bald wieder erklingen die Töne des schönen Liedes: „Siebenbürgen, Land des Segens,“ das von dem deutschen Manne mit aller Innigkeit nachempfunden wird.

Von unserem Badeorte führt der Weg an dem muntern Elöpataf nach Arapataf. Ein ärmliches Dorf ist es, darüber aber erheben sich, als ein trauernd Bild, die mit Flechten und Moos bewachsenen Ruinen eines Schlosses.

Im Burzenlande.

(Allgemeine Schilderung. — Kronstadt. — Zinne. — Tartlau. — Zaizon. — Zeiden. — Alt-Tohan. — Zerneß. — Neustadt. — Rosenau. — Törzburg. — Bucsecs. — Sinaia. — Predeal. — Tömöspafs. — Marienburg.)

Wir haben den Alt wieder erreicht. Noch immer fließt er klar dahin, doch nach der Aufnahme der Feketeügy mächtiger denn vordem. Wir setzen über ihn und betreten bei Brennendorf das schöne Burzenland, das schon

Georg Reichstorfer im 16. Jahrhundert einen „lieblichen Garten“ genannt hat. Es ist ein deutsches Stück Erde, denn deutsche Hände haben es einst, nachdem König Andreas II. den deutschen Rittern das Land vergabt hatte, urbar gemacht. Deutsche bewohnen es noch heute in großer Zahl. Im Süden der Ebene erheben sich die großartigen Bergriesen des Burzenländer Gebirges, der kühn emporstrebende, weißglänzende, zackige Königsstein und der mächtige zweigipfelige Bucsecs, dem die sanfteren Bildungen des Schulergebirges und des Kapellenberges, der „Zinne,“ vorgelagert sind. Gegen Westen begrenzt der mächtig hohe Geisterwald, von unten bis oben mit Laubbäumen bedeckt, den Gesichtskreis. Zahlreiche Wasser entfließen den Gebirgen und bewässern die Ebene, daß sie im Schmucke saftiger Wiesen, wogender Getreide- und blühender



Clöpatat.

Flachsfelder prangt. Dazwischen aber winken uns wohlgebaute, stattliche deutsche Dörfer, die in allem und jedem das Gepräge deutschen Fleißes, deutscher Tüchtigkeit tragen. Und über ihnen erheben sich die Trümmer jener sieben Burgen, die einst die Ritter des deutschen Ordens errichtet, das Land zu schützen gegen die andringenden Barbarenhorden. Auch von diesen Burgen gilt, was Franz Kugler von denen an der Saale einst gesungen:

„Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.“

Die Hauptstadt des Burzenlandes ist Kronstadt, doch liegt sie nicht mehr in der Ebene, sondern in die Berge hinein gebettet. Nördlich davon

erhebt sich der schöne Schloßberg und südlich der steile Kapellenberg, von dem aus sich die prächtige, volkreiche Stadt vor dem Blicke gar wundervoll entfaltet.

Auch diese Stadt ist eine Stiftung des deutschen Ordens und derer, die von ihm berufen worden sind. Als der deutsche Orden dem Drängen des ungarischen Königs weichen mußte, da blieben doch die deutschen Colonisten in den neugegründeten Orten des Burzenlandes zurück. Wie die Dörfer dieses Gebietes sich rasch entwickelten, so entfaltete sich auch Kronstadt in kurzem. Seine Bewohner, von den ungarischen Königen in hohem Maße begünstigt, besaßen ihren Grund und Boden als freie Männer und wählten sich Pfarrer, Richter und Geschworne selbst. An der Spitze des Volkes stand der vom Könige eingesetzte Graf, gewöhnlich der Szellergraf, der mit den von dem Volke Erwählten Recht sprach. Die ersten Häuser von Kronstadt mögen sich um die St. Bartholomäiskirche herum befunden haben, später zog sich die Stadt mehr ins Gebirge. Im 14. Jahrhundert reisten die Kronstädter Kaufleute mit ihren Waren bis an das Mittelmeer und über das Meer nach Afrika. Im 15. Jahrhundert zählte die Stadt 2000 steuerzahlende Bürger, und doch war unterdes dieselbe wiederholt von Türkeneinfällen heimgesucht worden. Kronstadt kam ganz in Verfall, sein Rath ward einmal sogar von den Ungläubigen in die Gefangenschaft geführt. Als König Siegmund 1427 ein halbes Jahr dort zubrachte, gewährte er den Bewohnern sechs-, zehn-, ja zwölfjährige Steuerbefreiung. Damals sprach Siegmund von den Kronstädtern das schöne Wort: „Nie werde die Zeit den Ruhm ihrer Thaten verlöschen, nie mit der Nacht der Vergessenheit decken.“ Mitten in den Türkeneinfällen führten die Kronstädter die schützende Ringmauer um ihre Stadt und erbauten jene schöne gothische Kirche, die heute die evang. Gemeinde in ihren geräumigen Hallen versammelt. Auch der Gunst des Königs Matthias Corvinus erfreute sich Kronstadt, da es, als „alle untren wurden,“ seinem Könige treu blieb. Laut rühmte Matthias die Stadt, die „ohne Neid alles Lobes wert sei.“ In den Thronkampf zwischen Ferdinand und Johann Zapolya ward auch Kronstadt mit hineingerissen. Es stellte sich auf des ersteren Seite. Schon 1498 war in dieser Stadt Johannes Honterus geboren, „ein gewaltiger Apostel der neuen Zeit, die mit ihm seinem Volk sich erschließt.“ Er hat nicht bloß der Reformation im Burzenlande Bahn gebrochen, sondern auch Kunst und Wissenschaft kräftigt gefördert, namentlich auch durch die Einführung der Buchdruckerei in Siebenbürgen. Die Neugründung des sächsischen Gymnasiums in Kronstadt ist sein Werk. Mit Recht führt es darum den Namen Honterus-Gymnasium. — Honterus starb im Jahre 1549 als evangelischer Stadtpfarrer zu Kronstadt.

Auch das äußere Leben Kronstadts hatte sich unterdes gehoben. Schon am Anfang des 16. Jahrhunderts „verkünden außer dem Klang der Glocken von 12 Kirchen und Kapellen zwei Uhren, vom Rathhausthurm und vom



St. Raphael.

Thurme der Pfarrkirche, dem geschäftigen Leben dort unten den Gang der flüchtigen Stunde. Die Gassen der Stadt werden bereits auf öffentliche Kosten gereinigt. Eine städtische Herberge steht zur Aufnahme der Fremden offen. Zwei Badestuben warten der Besucher, wohl zugleich das Bedürfnis nach geselliger Zwihsprache, nach gemüthlichem Austausch der Rede befriedigend.“ In den Jahren 1611 und 1612 belagerte der thyrainische Fürst Gabriel Bathory dreimal Kronstadt. Nur die Vorstädte fielen ihm anheim; er brannte sie nieder und verwüstete sie. Im 17. Jahrhundert gelangte das Kronstädter Gymnasium zu besonderer Blüte. Unter den Rectoren dieser Schule sind besonders zwei hervorzuheben: Martin Albrich, ein hochbegabter Mann, der bereits 25jährig Rector des Kronstädter Gymnasiums wurde und Valentin Greising, der früher an der Universität Wittenberg und am Gymnasium zu Stettin gelehrt hatte.

Der Übergang Siebenbürgens unter die österreichische Herrschaft erfolgte in Kronstadt leider nicht ohne Störung. Als Karaffa auf Grund des eben abgeschlossenen Vertrages (1688) österreichische Besatzung in das Schloß legen wollte, verhinderte ihn daran — gegen den Willen des Kronstädter Richters und des größten Theiles des Gemeinderathes — ein Bürgeraufstand, an dem namentlich die Schusterzunft theilhaftig war. Man würde den Aufständischen Unrecht thun, würde man ihnen gemeine Beweggründe unterlegen. In den altfächsischen Vorstellungen, wornach das Schloß nie aus den Händen der Bürger gegeben war, befangen, hatten sie den Segen nicht erkannt, der dem Sachsenvolke aus einer Verbindung mit Osterreich erwachsen könnte. Sie mußten aber auch ihren Irthum schwer büßen, denn als sie, der Übermacht weichend, die Feste doch übergeben hatten, wurden die Hauptleute der Aufständischen, darunter der 85jährige Stephan Steiner, vor dem Rathhause enthauptet. Als der Todesact am 17. September 1689 vollzogen wurde, ward das Armenfünderglöcklein geläutet, Studenten sangen Sterbelieder. Todtenstille herrschte unter der großen Menge der Gasser, nur eine junge Frau schrie laut auf und stürzte todt zu Boden. Zahrelang schauten die Schädel der Hingerichteten von den Stadtthoren und dem Schlosse grinsend hernieder.

Inzwischen, am 21. April 1689, war Kronstadt von einem großen Brande, der an mehreren Orten zugleich ausgebrochen war, heimgesucht worden. Fast die ganze Stadt wurde in Schutt und Asche gelegt, das von einem heftigen Sturme angefachte Feuer verschonte selbst die große Kirche und den Thurm nicht. Um die Noth zu lindern, erließ Leopold I. den Kronstädtern sofort 25.000 Gulden an Steuergeldern und die Stadt erhob sich aus den Trümmern wieder neu und schön.

Sie ist heute die größte Stadt des Landes, da sie 27.700 Einwohner zählt, und die bedeutendste Handelsstadt. Ihr Handel dürfte sich dadurch, daß in jüngster Zeit über den Predeal die Bahnverbindung mit der Walachei

hergestellt worden ist, nur noch mehr heben. Kronstadts Bevölkerung ist der Nationalität, wie Confession nach sehr gemischt. Wohl in keiner Stadt Siebenbürgens sind aber die Straßenbilder auch so lebendig, so bunt und mannigfaltig als hier. Da sieht man städtisch gekleidete Deutsche, sächsische Bauern, Szekler und andere Magyaren, Rumänen und Griechen, Armenier und Zigeuner in ihren eigenthümlichen Trachten. Dazwischen fahren mit Waren schwer beladene Wagen hin und her, so daß man auf den ersten Blick in Kronstadt die regsame Handelsstadt, den größten Markt Siebenbürgens erkennt. Eine Besonderheit Kronstadts, die mit seiner regen Handelsthätigkeit zusammenhängt, sind die vielen Geldwechsler, die, hiedurch an den nahen Orient erinnernd, ihre Tischehen auf offener Gasse aufgestellt haben.

Unter den öffentlichen Gebäuden Kronstadts ist die evangelische Hauptkirche an erster Stelle zu erwähnen. Dieselbe wurde in den Jahren 1385 bis 1425 unter König Siegmund, wie bemerkt, erbaut und wirkt durch ihre Größe und Massenhaftigkeit. Sie ist 80 Meter lang, 23 Meter breit, 28 Meter hoch. Ein Mangel stört jedoch in der Betrachtung. Der zweite Thurm fehlt und der auf der einen Seite des Westportales vorhandene ist im Verhältnisse zur Höhe der Kirche zu niedrig. Der Bau ist aus Tömöser Karpathen-Sandstein im gothischen Stile — aber nicht ohne einige romanische Elemente — ausgeführt. Durch die mehrfachen Brände ist die Kirche angeschwärzt. In das Innere derselben führen fünf durch einfache, aber edle Ornamentik ausgezeichnete Portale. An diesen, wie im Inneren der Kirche ist mir die häufige Anwendung der Bogenform des Giebelrückens aufgefallen. Die Fenster sind hoch und mit hübschem Maßwerke versehen. Um das Chor herum stehen zwischen den Wandpfeilern, in der halben Höhe der Wand, die lebensgroßen steinernen, aber sehr schwarz gewordenen Gestalten der Apostel. Tritt man in das geräumige, dreischiffige Innere der Kirche, so fesselt da vor allem der Altar die Aufmerksamkeit. Er ist 1866 nach dem Plane des Kronstädter Architekten Peter Bartsch, der sich überhaupt durch manches Werk in dem Burzenlande verewigt hat, in gothischem Stile erbaut. In der Mitte trägt er ein schönes, ausdrucksvolles Gemälde von Professor Martersteig in Weimar, das den Gedanken versinnlicht: „Kommet her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid!“ Unter dem Bilde erscheint in feiner Holzschnitzerei der Schwur der Kronstädter auf das Reformationsbüchlein des Johannes Honterus, während neben und über dem Bilde sich die Gestalten der Apostel und Evangelisten in plastischer Darstellung präsentieren. Von besonderem Interesse sind in der Kirche noch das Taufbecken und die große Orgel. Das Taufbecken, 1475 aus Metall gegossen, ist ein ehrenvolles Zeugnis siebenbürgischer Kunstfertigkeit. Die Orgel, im Jahre 1839 von dem Berliner Meister Buchholz erbaut, besitzt nicht weniger als 4060 Pfeifen. Sie ist ein kolossales Werk! Die Kanzel, in neuerer Zeit durch den Fleischermeister

Laurentius Bönches gestiftet, bietet nichts außergewöhnliches. Doch haften an ihr seit kurzem die Blicke der Kronstädter evangelischen Stadtkirchengemeinde in wehmüthiger Erinnerung. Denn auf dieser Stätte verschied, vom Schlage getroffen, am letzten Oftersonntage (17. April 1881) ihr Stadtpfarrer Samuel Traugott Schiel, nachdem er eben seine Predigt über die Unsterblichkeit mit den Worten des Dichters beendet hatte: „Hinter jenen Sternen hält die Liebe Wort!“ Schiel war ein trefflicher Prediger, ein gewissenhafter Seelsorger, ein eifriger Schulmann und als Mensch allen lieb und wert, die ihn näher kannten.

Von den vier anderen evangelischen Kirchen ist bloß die zu St. Bartholomäi, ein einfacher spätromanischer Bau, als Pfarrkirche des ältesten Kronstadt erwähnenswert. Unter den nicht minder zahlreichen Gotteshäusern der griechisch-orientalischen Christen ist nur eines von einer gewissen Bedeutung, die in ihrem Baue an den Orient erinnernde Kirche St. Nikolai, welche zum Theile mit Unterstützung der russischen Kaiserin Elisabeth von 1730—1751 erweitert, neu gemalt, mit neuen Sizen und vergoldetem Schnitzwerk versehen ward. Übrigens macht auch das griechisch-orientalische Gynasialgebäude, das 1852 mit wesentlicher Unterstützung aus dem benachbarten Fürstenthum, der Walachei, erbaut wurde, den besten Eindruck. Das größte Verdienst um die Errichtung dieser Anstalt hat sich der schon oben genannte griechisch-orientalische Erzbischof und Metropolit Andreas Freiherr von Schaguna erworben. Durch den Glanz der äußeren Erscheinung überragt jedoch alle übrigen Schulbauten und, man kann wohl sagen, alle andern Profanbauten Kronstadts das Gebäude der evangelisch-sächsischen Mädchenschule. Gern verweilt der Blick auf dem prächtigen Renaissance-Baue. Die Kronstädter haben ein Recht dazu, auf dieses erst im Jahre 1876 vollendete Gebäude stolz zu sein, denn es bildet nicht bloß einen Schmuck ihrer Stadt, sondern legt auch davon Zeugnis ab, wie tief man an der Südostgrenze des Reiches das dringende Bedürfnis nach tüchtiger Bildung des weiblichen Geschlechtes erfaßt hat. Ich darf das umsomehr sagen, als auch die innere Organisation und die Leistungen dem Äußeren entsprechen. Die achtclassige Anstalt ist trefflich geleitet. An ihr wirken tüchtige Lehrer, von denen die der oberen Classen, für Mittelschulen geprüft, sich ihre Bildung an der Wiener Universität und aus Deutschland geholt haben.

An Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen fehlt es in dem reizend gelegenen Kronstadt nicht. Wer die Hauptstadt des Burzenlandes besucht, muß vor allem den steilen Burgberg zur Zinne emporsteigen. Ein bequemer, sich in Serpentinaen schlingender Weg führt unter dem Dache herrlichen Buchengezweiges in etwa einer Stunde hinan. Und empfindet man selbst diese Mühe zu schwer, so wird man doch dafür oben reichlichst belohnt. Gleich wenn man, oben angelangt, aus dem Walde heraustritt, eröffnet sich einem gegen Süden hin ein wundervolles Gebirgspanorama. Im Osten erhebt

sich der gewaltige Czukas, vor ihm der Hegyeshegy, an dessen Fuße sich die volkreichen „sieben Dörfer“ ausbreiten, etwas weiter davon, gegen Westen, folgt der Piatra mare und der Piatra mife bis zum Tömös-Passe, durch den heute das brausende Dampfroß eilt. Diesseits des Passes, in unserer nächsten Nähe, erhebt sich das Schuler-Gebirge. Mein Blick verweilte bei jedem meiner Besuche, die ich der Zinne abstattete, lange auf dieser Landschaft. Bald hieng er an den grauen Felsenhäuptern, bald an den interessanten Formen der Abhänge und Schluchten, bald versenkte er sich in das prächtige Grün, das die Berge umkleidet. Doch das war nicht das einzige Bild, das die Zinne bot. Noch ein paar Minuten des Aufstieges, und ein anderes Bild lag vor mir, das an Schönheit mit dem ersten wetteiferte. Da war nun die herrliche, gesegnete Burzenländer Ebene mit ihrer erhebenden Gebirgseinfassung vor mir ausgebreitet. Dicht unter mir lag Kronstadt, von dem strahlenförmig die schnurgeraden Straßen nach den stattlichen Ortschaften, die ringsherum in der Ebene zerstreut liegen, ausgehen. Von Norden her schauen die grünen Berge des Szeklerlandes, vom Westen der ansehnliche Zeidnerberg und das Persanyer-Gebirge herüber, während im Süden der Königstein, ein Theil des Bucsecs und des Fogaraser-Gebirges sich zeigen.

Als ich nun wieder hinabstieg in die prächtige Stadt, da gedachte ich der Worte, die der frühverstorbene Sänger V. Kästner (zunächst in sächsischer Mundart) einst gesungen:

„Kronstadt, du Stadt der Ehren,
 Je mehr ich Dich gesehn,
 Je länger mußt' sich nähren
 Der Schmerz beim Weitergehn.
 Geseit liegst du im freien
 Gebirge voller Pracht,
 Als wärst du aus den Bergen
 Von Riesen und von Zwergen
 Mit Thürmen und Basteien
 Gehoben über Nacht.“

Nordöstlich von Kronstadt liegt der sächsische Markt Tartlau, ein ansehnlicher Ort, und südöstlich, am Fuße des Czukas, das Stahlfauerlingbad Zaizon, das als Sommerfrische von Kronstadt und Bukarest aus viel besucht wird. Westlich von Kronstadt führt der Weg über das freundliche Weidenbach nach dem schönen sächsischen, am Fuße des gleichnamigen Berges gelegenen Marktstücken Zeiden. Wir finden da solid gemauerte Häuser in breiten Gassen, durch die künstliche Röhren das herrlichste Wasser leiten. Die Bevölkerung treibt nicht nur Flachsbau, sondern auch Weberei in ausgedehntem Maße. Auch Männer drehen hier an den langen Winterabenden

um die schurrende Spindel den Faden. An der Burzen aufwärts gelangen wir nach Wolkendorf, dann weiter im Gebirge nach Alt-Tohan und dem am Fuße des Königssteins romantisch gelegenen Zerneſt. Hier ward 1690 der österreichische General Heufler von Tököly, dem Usurpator des siebenbürgischen Fürstenthums, geschlagen und selbst gefangen genommen.

Südwestlich von Kronstadt liegt das sächsische Dorf Neustadt, dessen Landwirtschaft in Siebenbürgen mustergiltig ist. Aber noch einen anderen Vorzug besitzt Neustadt: das neue, prächtige, im Renaissancestil erbaute evang. Volksschulgebäude. In dieser Richtung wird Neustadt wohl kaum von einem Dorfe der Monarchie übertroffen. Es muß sehr viel Kraft und Wohlstand, aber auch sehr viel Verstand für Volksbildung unter den Bauersleuten in Neustadt herrschen. Aus dieser Ortschaft führt uns die Reichsstraße nach dem solid und regelmäßig gebauten Markte Rosenau, über den sich von steilem Kalkfelsen eine der stärksten Bauernburgen mit herrlicher Rundſicht erhebt. Schulgebäude und Gemeindegasthaus sind hier in geschmackvollem Stile aufgeführt. Südlich von Rosenau liegt ganz malerisch Törzburg, am Eingange in den Törzburger-Paß, der durch schroff abfallende weiße und isabellfarbene Kalkwände gebildet wird, von denen die linke eine Höhe von etwa 340 Meter hat. So bildet der Paß gleichsam das Gebirgsthor zwischen dem Königsstein im Westen und dem mächtigen Massengebirge des Bucsecs im Osten. Der Reiz des Passes wird wesentlich gehoben durch den klaren, lebendigen Bach, die Törz, die durch denselben hindurchrauscht. Auf der rechten Seite erhebt sich die stolze Törzburg, um die herum, doch weit zerstreut, das Dorf liegt, dem die Burg ihren Namen (ursprünglich Theodorichsburg, Dietrichsburg) gegeben hat. Der Ort zählt mit den dazu gehörigen Ansiedlungen der Kalibaschen (Hüttenbewohner) etwa 9000 Einwohner. Die Törzburg, die sich auf dem steilen Kalkfelsen und in dem freundlichen Baumgrün gar prächtig präsentiert, ward einst von den deutschen Rittern zur Bewachung und Vertheidigung des Passes errichtet, dann von den Kronstädtern wieder erneuert und in ihren Besitz übernommen.

Von Törzburg aus steigen wir zum wildzerklüfteten Bucsecs hinan. Zunächst geht es an dem mit größeren und kleineren Kalksteinen reichlich besäeten Burzischorabache hinauf, dann erheben wir uns über den Fluß, während unser Blick durch das niedere Laubholz auf die prächtige Umgebung fällt: da auf den gewaltigen Königsstein, dort auf die Spigen des tiefzerklüfteten Bucsecs. Zu unseren Füßen aber liegen die Hütten der Kalibaschendorfer Moetsch und Fundata.

Wir erreichen in einiger Zeit den Gondonposten Guzan. Der Weg wird nun wegen des vielen Steingerölles immer schwieriger. In kaum 1½ Stunden sind wir, nachdem wir den 2049 Meter hohen Gebirgssattel überflogen haben, bei dem königlich-rumänischen Commando Strunga, von wo wir in das Thal der Salomița hinabsteigen, an der wir dann aufwärts gehen. Nachdem

wir ein enges Felsenthor, dessen oberes Ende mit einigen Lärchen geschmückt ist und durch das der Bach sich tosend stürzt, passiert haben, kommen wir zu der etwas seitab liegenden Höhle, die das Kloster Skit la Jalomitza in sich schließt. Unter dem mächtigen Dache eines Felsenblockes steht hier ein hölzernes Haus mit den Zellen der Mönche. Daneben aber erblicken wir eine

Kapelle, still und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.



Die Törzburg.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das unsere Brust erfüllt, wenn wir hier, in der herrlichen Gottesnatur, dem stillen Kirchlein gegenüberstehen. Und wenn nun das kleine, gellende Glöcklein seine Töne hinausdringen läßt in die weite einsame Runde und die einförmigen Schläge der Taate dazu erklingen, und wenn die zwei oder drei Mönche, die sich in das abgelegene Kloster zurückgezogen haben, dann ihren gedehnten liturgischen Gesang anstimmen, mag auch dies alles an und für sich reizlos sein, hier gewinnt es für uns ein eigenthümliches Leben. Die Mönche, Kaluger, tragen ein dunkelgrünes langes Oberkleid mit langen weiten Ärmeln und auf dem Kopfe einen schwarzen Cylinder aus Filz, doch ohne Krämpe. Bei dem Volke

stehen sie in großer Achtung. Man hält sie für Propheten und Wahrsager, so daß die Rumänen sogar aus dem Innern von Siebenbürgen zu ihnen wallfahrten.

Wir nehmen Abschied von den Mönchen, die wir um ihren einsamen Sitz, besonders in dem langen Winter, wenn alles verschneit ist, nicht beneiden, und erklimmen die eine Spitze des Bucsecs, den Dnu. Es geht über grüne Matten, über die gewaltige Felsblöcke verstreut sind, durch Wachholdergestrüpp, an einem wildschäumenden Wasserfalle vorbei auf den Gipfel, der, weil er einem Menschen etwas ähnlich gestaltet ist, den Namen Dnu (Mensch) führt.

Doch Nebel hat sich herabgelassen, wir scheiden rasch von der eisigen Höhe und ziehen ostwärts. Unter dem mächtigen 2234 Meter hohen Piatra kommen wir in das schöne Thal der Gura Piatra, das uns nach Sinaia führt. Sinaia liegt auf königlich-rumänischem Boden, aber doch müssen wir ihm einige Worte hier widmen. Es ist reizend gelegen und bildet gegenwärtig so oft das Ziel eines Ausfluges mit der Eisenbahn von Kronstadt aus, daß wir es nicht übergehen können. Lebendig steht noch das wunderbare Bild vor mir, wie ich's am 15. August 1880 empfangen habe. Es ist ein reizendes Gebirgsplateau, unter dem mächtigen Bucsecs, dessen Höhen mit ihren scharfen Felsenzacken aus dem Grün der Tannenwälder gar schön emporragen. Kein Wunder, daß dieser prächtige Fleck Erde zum Sommeraufenthalt einlud. Ringsumher erblicken wir eine Reihe anmuthiger, in allerlei Stilen erbaunter Villen reicher rumänischer Großen (Florescu u. s. w.) Von einem dieser Landhäuser dringt Zigeunermusik zu mir. Es sind nicht die feurigen Klänge des Csardas oder andere Ungarmusik, die man sonst von Zigeunern zu hören gewöhnt ist. Es sind die wehmüthigen, sehnsüchtigen Töne eines rumänischen Volksliedes, die mein Ohr berühren. Ich blicke hinüber nach dem stillen Kloster, das dort auf mäßiger Anhöhe sich erhebt und in mir ertönt das einfach hübsche Liedchen wieder, das Rudolf Neumeister (ehemals evang. Pfarrer zu Bukarest, jetzt in der Provinz Sachsen) vor fast 40 Jahren auf diesem Plateau im Angesichte des Bucsecs und des Klosters dichtete und dem Fr. Binder (Pfarrer zu Klossdorf) die herzugewinnende Melodie gegeben:

Die Gipfel der Karpathen,
Geküßt vom Abendstrahl,
Umziehen wie ein Faden
Von Gold ein schönes Thal.

Ein Glöcklein hör' ich klingen
Vom Kloster Sinaia,
Die Brust will mir zerpringen
Von seiner Melodie.

Ich sitz' auf einem Steine
Und hör' ihm einsam zu.
Ich athme tief und weine —
Und schuld daran bist Du.

Als Neumeister dies dichtete, stand das Kloster einsam da. Doch heute bietet sich unmittelbar unter ihm ein buntes frisches Leben. Es ist Sonntag nachmittags und Markt für die Arbeiter, die an dem Baue einiger Villen und des fürstlichen Schlosses im nahen Walde beschäftigt sind. Die Krämerhütten, die feilgebotenen Waren, die Käufer und Verkäufer, alles das ein überaus farbenreiches Bild orientalischen Lebens! Unter diesem Volke erscheinen auch zwei Mönche des nahen Klosters, mit langer brauner Kutte angethan und mit cylindrischem Hute ohne Krämpfe bedeckt. Am meisten zieht aber ein



Bucsecs.

junges schmuckes Mädchen den Blick auf sich, da es in reicher, mit Gold und Silber kunstvoll gestickter Nationaltracht einhergeht. — Während ich so in der Betrachtung verfunken war, ertönte ein schriller Pfiff. Es war der von Plojest herkommende Eisenbahnzug, mit dem ich und meine Begleiter nach Kronstadt fahren wollten. Noch einmal blickte ich nach dem schönen Bilde, dann eilte ich die Anhöhe hinab zur Eisenbahn. Die Fahrt gestaltete sich überaus genussreich, da wir all die Schönheiten des Prahowa-Thales, in dem wir dahin fuhren, genossen. In seiner ganzen Majestät stand auf der rechten Seite der Bucsecs, soweit er überhaupt von dort sichtbar ist, mit seinen

weitverzweigten, scharfen Felsenspitzen vor meinen Augen. Links zeigte sich am Ufer der Prahowa ein kleines Kloster (Skit), dem wie allen andern die Kuppelform nicht fehlte. „Eine Strafcolonie von Sinaia, gerade so wie das Höhlenkloster am Bucsecs,“ bemerkte man mir. Beständig fuhren wir aufwärts, bis wir auf dem Predeal (1026 M.) anlangten. Es ist daselbst zwar noch rumänischer Boden, doch geschieht hier die Fasz- und Zollabfertigung. Nach gewöhnlich 1—1½stündigem Aufenthalte können wir die Fahrt fortsetzen. Bald ist die Grenze passiert. Dann folgen zwei Tunnels, von denen der eine etwa 3 Minuten lang ist. Wir sind in dem Tömösthale, der schönen Gebirgseuge, die von dem klaren Tömösbache durchrauscht wird. In Ober-Tömös begrüßen wir die alte Contumazanstalt, in deren amuthigen Häuschen jetzt Arbeiter untergebracht sind. Unter fortwährender Senkung und in großen Krümmungen, mächtige Felswände entlang, kommen wir in wahrhaft pittoresker Gegend vorwärts. Einen allerliebsten Anblick gewähren, etwa in der Mitte des Passes, zwei Blockhäuser, von denen jedes auf einer Seite des Baches auf eine steile Felsenhöhe gegründet ist. Nahe davon zeigt man uns die Stelle, wo der ungarische Ingenieur- und Architektverein den im Jahre 1848 bei Vertheidigung des Passes Gefallenen ein Denkmal setzen will. Auch an prächtigen Gebirgspanoramen fehlt es nicht. Rechts erscheint der Munte cailor, dann der Piatra mare, links das Schuler-Gebirge. Wir verlassen die Enge und kommen in die Ebene heraus. Südöstlich vor uns liegen die „sieben Dörfer.“ In kurzem ist Kronstadt erreicht. Noch einen Gruß werfen wir der schönen, merkwürdigen Stadt zu, dann fahren wir weiter, in die Burzenländer Ebene hinein. Bei Marienburg, einem ansehnlichen sächsischen Marktflecken, am Alt kommen wir auf historisch denkwürdigen Boden. Auf der Höhe, die über dem heutigen Orte sich erhebt, thürmte die deutsche Kraft der Bauern einst die feste Burg, von der jetzt nur noch Trümmer ernst ins schöne Land herniederschauen. Bei Marienburg war es auch, wo der treffliche Kronstädter Stadtrichter Michael Weiß nach heldenhaftem Kampfe gegen den Tyrannen Gabriel Bathori, der Recht und Sitte des Sachsenvolkes so arg geschändet hatte, fiel. Kein Denkmal aus Erz oder Stein erinnert an den braven Weiß, doch singt heute sein Volk mit seinem besten Sänger, Fr. W. Schuster (siehe oben S. 69):

Bei Marienburg, bei Marienburg,
Im leichenvollen Fesd,
Da nahm manch guter Saxe
Abschied von der Welt.

Bei Marienburg, bei Marienburg
Fiel Weiß im Kampf so schwer,
Sein Nam' ist unvergessen,
Sein Grab kennt niemand mehr.

O Marienburg, o Marienburg,
Gib deine Todten her!
Für uns auch hat begonnen
Ein Kämpfen, hart und schwer.

Vom Alt in das Kockelgelände.

(Galt. — Keps. — Draas. — Mehburg. — Radlen. — Schäßburg.)

Bei Galt, wo die Homorod in den Alt einfließt und die romanische Kirchenburg von der Höhe leuchtend herniederzieht, verlassen wir das Altthal und kommen in das Homorodthal. Nahe bei der Station Homorod liegt Keps, ein sächsischer Marktflecken mit 2000 Einwohnern. Über ihm erhebt sich vom steilen Basaltfelsen eine alte, schon im 13. Jahrhundert erbaute Burg, die, mit dreifacher Ringmauer umgeben, einst der Vertheidigung des Kockthales diente. Um sie erklangen des deutschen Sängers wehmuthsvolle Verse:



Keps.

Aus Gartengrün und Ahrengarben
In hoher, trotziger Gestalt
Erhebt der Berg, gesurcht mit Narben,
Die Felsenfirne von Basalt.

Es liegt ein traurig tiefes Schweigen
Hier ums verwitterte Gestein,
Nur dunkle Wolfenschatten steigen
Soch über Wall und Thurm herein.

Jetzt lebt hier um die Felsenspitzen
Der Wind nur statt der lauten Schlacht
Und jagt aus tiefen Mauerritzen
Den flücht'gen Vogel in die Nacht.

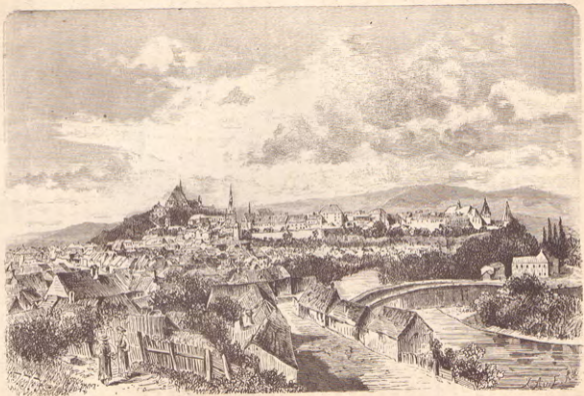
Die Eisenbahnstation für Keps ist Homorod, ein Ort, der wegen seiner alten romanischen Kirche auch Beachtung verdient. Von Homorod

führt ein Weg an dem einen Arme des gleichnamigen Flusses hinauf nach Draas, das in dem Andreanischen Freibriefe als östliche Grenze der Hermannstädter Provinz genannt wird. Welche deutsche Kraft auch hier gewaltet haben müsse, dafür zeugt „die Kirchenburg von Draas mit der eindrucksvollen romanischen Kirche, ihrem unübertrefflichen Portal, den bedeutenden Resten der edel gegliederten Seitenschiffe, den gekuppelten Rundbogenfenstern und dem alten Thurme mit dem Rundbogensries.“

Um die Eisenbahn, die wir bei Homorod verließen, wieder zu erreichen, wandern wir nach dem nahen Mehburg. Südwestlich davon liegt das Dorf Radlen, in dem am 12. Mai 1729 Michael Freiherr von Melas, der österreichische Anführer im zweiten Kriege gegen Napoleon I., als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers geboren ward.

Die Bahn tritt in das freundliche Gelände der großen Kockel. Unter lieblichen landschaftlichen Bildern erreichen wir Schäßburg. Diese Stadt ist eine der interessantesten im ganzen Lande. Sie liegt auf der linken Seite der großen Kockel, mitten in einem Kranze prangender Obstgärten. Malerisch erhebt sich über sie die Burg. Schäßburg gewährt mit seinen drei gothischen Kirchen, mit seinen festen Thürmen und alten zerbröckelnden Mauern, mit seinen mächtigen, prächtigen Thoren und engen winkligen Gassen so recht den Eindruck einer echten, alten deutschen Stadt. Man glaubt sich hinein versetzt mitten in das deutsche Land. „Man wird ganz an Nürnberg oder Ulm erinnert, oder an jene seltsamen, schmucken kleinen Städtchen, die rings von Mauern umschlossen sind, wie man sie noch an den Ufern des Rheines findet,“ sagt der Engländer Boner.

Wir wandern durch die untere Stadt, überall tritt uns biederer deutsches Bürgerthum entgegen. Das schönste Denkmal aber da unten hat es sich in der Klosterkirche errichtet, einem edlen Baue gothischen Stiles. Wir steigen den Bergabhang, auf den die Stadt sich hinaufzieht, hinan und gehen sodann über die Treppe, die uns auf die Burg führt. Dort oben, umgeben von den Gräbern der Vorfahren, steht die schöne „Bergkirche,“ die in den Jahren 1429—1525 in gothischer Form ausgeführt ward. Überaus fein und kunstvoll ausgearbeitet ist das Sacramentshäuschen dieser Kirche, „so schlank und zierlich, daß auch heute noch der Blick gern aufwärts eilt mit den mehr und mehr verschwebenden Formen.“ Kunstvoll sind auch die alten Chorgestühle, in reichem Schmucke von Maß- und Schnitzwerk. Neben der Kirche steht die stattliche, 1619 vollendete Schule mit der sinnigen Inschrift schola seminarium publicae (die Schule ist eine Pflanzstätte des Gemeinwesens). Und wie sie sich auf dem Bergkegel oben „weit über die Noth des Alltagslebens und das Getöse des Marktes“ erhebt, so ist sie auch eine Stätte höherer Weihe gewesen, wo durch vorzügliche, für alles Ideale begeisterte Lehrer die jugendlichen Geister geschärft und mit reichem Wissen erfüllt, die Herzen veredelt und begeistert wurden für jene Ziele, die allein manneswert sind. Vor allem



Schäßburg.

ist so reiches Leben auf die ausgezeichneten Rectoren zurückzuführen, die an der Spitze dieser Schule standen, einen Simon Hartmann († 1619), Martin Kelp († 1687), Georg Haner († 1698). In unserem Jahrhundert haben namentlich Georg Paul Binder, der 1867 als Superintendent zu Birtshalm verstorben ist, und der gegenwärtige Superintendent G. D. Teutsch der Schäßburger Schule zu bedeutendem Rufe verholfen. Der letztere ist unter den noch lebenden Siebenbürgern der am weitesten bekannte und genannte. Und das dankt er nicht bloß seiner amtlichen Stellung, zu der ihn allerdings auch das Vertrauen, das seine siebenbürgischen Glaubensgenossen in seine Gediegenheit gesetzt, erhoben hat, sondern seiner hervorragenden wissenschaftlichen Bedeutung und den Verdiensten, die er sich um die Lebensfragen seines Volkes erworben hat. Ist doch seine edle und kraftvolle Persönlichkeit seit den Vierziger-Jahren auf das engste mit der Geschichte des Sachsenvolkes verknüpft, ist doch er der Führer seines Volkes in allen wichtigen Angelegenheiten gewesen, der Mittelpunkt alles geistigen Strebens und Lebens in dem Sachsenlande! Voll reiner edler Begeisterung für alles Hohe und Schöne, voll warmer Liebe für deutsches Wesen und deutsche Größe, hat er stets für das Beste seines siebenbürgisch-deutschen Volkes, dem vor allem sein Herz gehört, mit unermüdlischem Eifer gewirkt. Oft und oft hat er sein Volk hingelenkt auf dessen eigene ruhmvolle Geschichte. An der Hand dieser Geschichte hat er demselben, wenn ihm unter den Stürmen und Nöthen der Zeit der Muth entsinken wollte, in tröstlichen Worten immer wieder den Glauben an seinen ferneren Bestand aufgerichtet, in mahnender Rede hat er aber auch die hohen, trefflichen Gestalten der Väter dem lebenden Geschlechte hingestellt als Muster für dessen Streben und dessen Handeln. Von diesem sittlich-patriotischen Gesichtspunkte aus ist auch das Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ (Kronstadt 1858 und zweite Auflage Leipzig 1874), entworfen und zunächst an das sächsische Volk gerichtet. Darum ist auch die Darstellung derselben so edel-volksthümlisch, so anschaulich und lebendig, so gemüthvoll und farbenreich. Und doch beruht das Buch immer auf der gründlichsten, gewissenhaftesten Quellenforschung, die oft nur mit dem Aufwande von vielem Fleiß und Scharfsinne möglich war. Außer der „Sachsen Geschichte“ hat Teutsch noch zahlreiche vorzügliche Arbeiten über historische, kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Gegenstände seiner Heimat veröffentlicht. Anfeindungen und Verdächtigungen* sind dem trefflichen deutschen Manne nicht erspart geblieben, doch er konnte sich trösten mit der Hochachtung, Liebe und Auszeichnung, die ihm in der Heimat, in Oesterreich und Deutschland reichlich zutheil wurde, wie mit dem Bewußtsein, stets das Beste gewollt zu haben.

Georg Daniel Teutsch ist am 12. December 1817 als der Sohn eines angesehenen Bürgers zu Schäßburg geboren. Nach Vollendung der Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt bezog er 1837 die Universität Wien

und nachher Berlin. Seit 1843 wirkte er als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1845 ward er dort Conrector, 1851 Rector. Im Jahre 1861 erschien er, als Abgesandter der Heimat, auf der Centralversammlung des Gustav Adolf-Vereines zu Hannover, hier den neuen siebenbürgischen Hauptverein in bewegten Worten einführend, und wenige Tage darauf auf der Versammlung der evangelischen Alliance zu Genf. Nachdem er 12 Jahre das Schäßburger Gymnasium wahrhaft mustergiltig geleitet, trat er 1863



Superintendent Dr. G. D. Teutsch.

in die Pfarre zu Agnetsheln. 1864/5 finden wir ihn auch in dem Schmerling'schen Reichsrath in Wien, vorher schon auf dem siebenbürgischen Landtage. 1867 war er unter den sächsischen Abgeordneten in Pest, doch berief ihn in diesem Jahre sein Volk zu seinem obersten Seelenhirten, zu dem ersten nach der neuen Kirchenverfassung erwählten Superintendenten, weshalb er auch seinen Amtssitz in Hermannstadt nahm. Im Jahre 1858 hatte die philosophische Facultät der Universität Zena Teutsch seiner gediegenen

wissenschaftlichen Leistungen wegen zum Doctor phil. honoris causa ernannt, 1871 ihn der Verein für siebenbürgische Landeskunde zu seinem lebenslänglichen Vorstande, 1874 die Münchener Akademie der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede der historischen Classe erwählt. Der berühmte Berliner Historiker Wattenbach ehrte Teutsch, indem er die zweite Auflage seines gebiegenen „Schriftwesen im Mittelalter“ ihm, als „seines Volkes Stolz und Zierde,“ widmete.

Wir treten aus den der Bildung geweihten Hallen des Schäßburger Gymnasiums heraus und werfen, bevor wir den Berg hinabsteigen, noch einen Blick auf die Landschaft, die sich vor uns ausbreitet. „Wohin das Auge blickt, weilt es mit Entzücken, hier auf der stattlichen thuringekrönten Burg, dort auf der freundlichen, gartenerfüllten Stadt, hier auf dem anmuthigen, von der geschlängelten Kockel durchströmten Thal, dort auf den lachenden, wald- und rebenbesetzten Bergen, oder in weiter Ferne auf den Niesenhöhen des Szeklerlandes.“

Schäßburg gehört zu den ältesten deutschen Colonien in Siebenbürgen. In dem Bürgerkriege zwischen Ferdinand und Zapolya ward es (1528) von Stephan Bathori belagert, doch vergeblich. Nur die Vorstädte und der größte Theil der Oberstadt wurden eingenommen und verbrannt. 1601 ward die Burg von einem Haufen Szekler besetzt und die Bewohner wurden in strenger Winterkälte vertrieben. Am 30. April 1676 ward Schäßburg von einem großen Brande heimgesucht, der fast die ganze Stadt vernichtete. Als 1634 Rakoczzy nach Schäßburg eine Besatzung legen wollte, trat ihm der Bürgermeister Martin Eisenburger entgegen, wesshalb dieser den Zorn Rakoczys zu spüren hatte. Auch von dem Kuruzenkriege wurde Schäßburg mitberührt. Seine Bergkirche verlor damals Thurm und Glocken durch Brand. Am 31. Juli 1849 fand bei Schäßburg zwischen Bem und dem russischen General Lüders die entscheidende Schlacht statt, worin der erstere aufs Haupt geschlagen ward. In dieser Schlacht soll auch Alexander Petöfi, der volksthümlichste ungarische Lyriker, das Ende seines vielbewegten Lebens gefunden haben und in dem allgemeinen Grab eingescharrt worden sein. Einst hatte er selbst gesungen:

„Es steht, wenn ich bald sterbe,
Kein Stein auf meinem Grab,
Ein Kreuz nur zeigt die Stelle,
Wo man mich sentt hinab.“

Doch könnt' zu Stein erstarren
In mir die Seelenpein,
Dann schmückte meinen Hügel
'ne Pyramid' von Stein.“

Heute ist Schäßburg der Vorort des Groß-Kockler Comitates. Die Bevölkerung, die aus etwa 8200 Seelen besteht, ist meist deutsch und evangelisch. Von Gewerben treibt sie hauptsächlich Baumwoll- und Leineweberei, außerdem sucht sie in Feld-, Obst- und Weinbau ihren Lebensunterhalt.

Von Schäßburg nach Mediasch und Birthältn.

(Schaas. — Trapold. — Malmkrog. — Birthältn. — Elisabethstadt. — Mediasch. —
Baaßen. — Bunesdorj. — Kodelburg.)

Nordwestlich von Schäßburg liegt Groß-Mlisch, wo im Jänner 1662 Fürst Johann Kemény im Kampfe gegen die Türken und deren Günstling Michael Apafi fiel. Südwärts führt uns die Straße den Schaaserbach hinauf nach Schaas — wo der treffliche Josef Haltrich, der lebenswürdige Erzähler der „Märchen aus dem Sachsenlande“*) die evangelische Pfarre bekleidet — und nach Trapold. Die evangelische Kirche, die uns da mit ihrer grauen Ringmauer, mit ihren festen Thürmen, mit den Schieß- und Pechscharten vom grünen Hügel entgegensieht, erscheint uns nicht wie ein Gotteshaus, sondern wie eine Festung. Und auf der großen Glocke stehen auch zur Erinnerung an kriegerische Zeiten die ernst bedeutsamen Worte (wie auf so vielen Glocken im Sachsenlande): O rex gloriae veni cum pace! (O König der Ehren, komm mit dem Frieden!) Die Trapolder Kirche ist eine von den Siebenbürgen eigenthümlichen Vertheidigungskirchen, die der deutsche Mann zum Schutze gegen die Türkenstürme sich erbaute, und die Inschrift der Glocke kündigt uns noch heute die einstige Noth der Zeit.

Über Malmkrog, wo wir in der Familiengruft der Apasis ein schönes Marmor-Monument aus dem 17. Jahrhundert, das Werk des Hermannstädter Künstlers Elias Nikolai, finden, begeben wir uns durch freundliches, welliges Hügelland nach Neudorf und Großtopisch und von da nach Birthältn, einem wohlhabenden Markte, der am Fuße eines der höchsten Weinberge sich ausbreitet. Der Weinbau wird hier von altersher schwunghaft betrieben, und der Wein, der auf Birthältns Bergen wächst, zeichnet sich durch einen hohen Grad von Güte aus. Über die Häusergruppe des freundlichen Marktes erhebt sich auf einem freistehenden Hügel imponierend die schöne gothische Kirche inmitten des Kirchenkastelles und seiner drei Ringmauern, seiner Basteien und Thürme. Das benachbarte, große Pfarrhaus beherbergte von 1572—1867 die Superintendenten der evangelischen Landeskirche N. B. Als nämlich 1572 nach dem Tode des Superintendenten Matthias Hebler der Birthältner Pfarrer Lukas Unglerus zu dessen Nachfolger erwählt wurde, verließ er seinen Pfarrort nicht. Der letzte der in Birthältn residirenden Superintendenten ist Georg Paul Binder, einer der bedeutendsten Oberhirten der evangelischen Landeskirche N. B. überhaupt, gewesen (geb. am 22. Juli 1784 zu Schäßburg). In den 24 Jahren, in denen er die Würde eines Superintendenten bekleidete, hat er, der ausgezeichnete Mann, sich reiche Verdienste erworben um die evangelisch-lutherische Kirche in Siebenbürgen,

*) Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 2. vermehrte Auflage. Wien, Graeser, 1877.

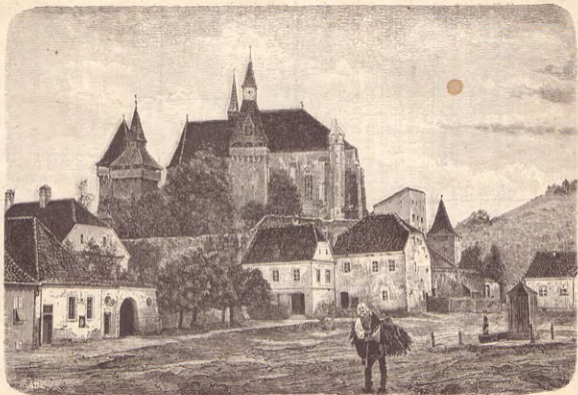
an deren neuer, freiheitlicher Verfaſſung er in hervorragender Weiſe Antheil hat. Seine Verdienſte in dieſer Richtung ehrte auch die Univerſität Jena im Jahre 1858 durch Ertheilung des theologischen Doctorgrades. Was er dem öſterreichiſchen Staate golteten, das erkannte Seine Majeſtät dadurch an, daß Binder zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede und zum Ritter des Leopoldordens erhoben wurde. Als der 83jährige Greis am 12. Juni 1867 aus dem Leben abberufen wurde, ward der Sitz der Superintendentur nach Hermannſtadt zurückverlegt.

Von Birtzhältn kehren wir zur Eiſenbahn, nach Eliſabethſtadt, einer reizloſen, von handeltreibenden Armeniern bewohnten Stadt (2550 Einwohner), zurück, in der man nicht die Nähe einer ſo hervorragenden Culturſtätte, wie Schäßburg, ahnt. Wir eilen raſch über dieſen Ort hinweg nach dem freundlichen, deutſchen Mediaſch. Hier ſind wir im Herzen des Weinlandes. Von den ſonnigen Halden grüßt uns annuthiges Nebengewinde, an den Ufern der Koſtel im breiten, fruchtbaren Lande lachen uns prächtige Mais- und Weizenfelder entgegen, die ſich auch auf die Höhen hinaufziehen. Die Gipfel und Kämme der Berge aber werden bedeckt von ſchattigem Buchenwalde. In dem Städtchen lebt ein treues, biederes Geſchlecht, dem auch des Dichters (A. Grün) Worte tief ins Herz geſchrieben ſind:

„Deutſch ſind wir noch und wollen deutſch
Trotz dem und dem auch bleiben.“

Die Stadt zählt bloß 6700 Einwohner, wovon die Hälfte evangeliſch-lutheriſch iſt. Unter den öffentlichen Gebäuden feſſelt vor allem die evangeliſche Pfarrkirche unſere Aufmerkſamkeit. Hoch ſteigt ſie mit ihrem ſchlanken Thurme und den vier Thürmchen an deſſen Ecken über die anderen Gebäude der Stadt empor und ſteht ſo heute, obwohl einfach nach Anlage und Ausführung, noch da als ein Denkmal des frommen und einträchtigen Sinnes, der ſie am Ende des 14. oder am Anfange des 15. Jahrhunderts dorthin geſetzt. An die Zeit der Kriegsnoth, die auch in dem gegneten Koſtelgelände gewaltet, erinnern uns die drei hohen, von einigen feſten Thürmen überragten Mauern, die von Spitzbogenportalen durchbrochen werden. Innerhalb dieſer Mauern ſteht auch das Gymnaſium. Außer dieſer humaniſtiſchen Lehranſtalt beſitzt Mediaſch auch eine von der ſächſiſchen Nation erhaltene Ackerbauſchule. Die Bevölkerung treibt ſtädtiſche Gewerbe, vor allem aber beſchäftigt ſie ſich mit der Erzeugung edlen Weines, jenes Weines, für den der heimische Dichter Julius Römer (geb. 1848, Profeſſor zu Kronſtadt) begeistert iſt, wenn er ſingt:

„Ergreift, ihr Freunde, die Becher!
Wein Glas gibt dem Liebling der Zecher,
Dem Edeln im bauchigen Faß!



Die Birbälmer Kirche.

Doch brauch' ich dabei nicht fremde Gut,
 Ich preise unserer Berge Nebenblut,
 Preise das himmlische Nafs,
 Den Kockelthaler Wein!"

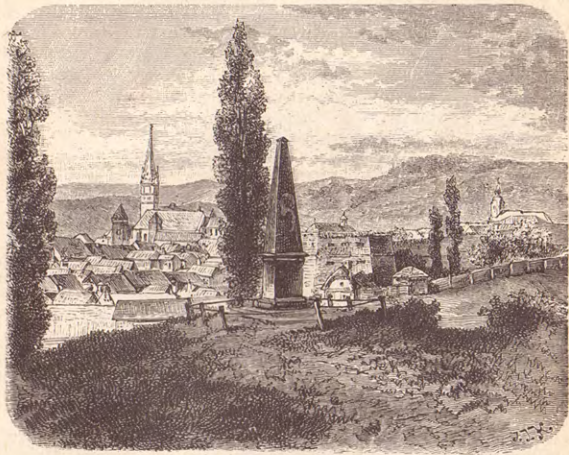
Liebig hatte diesem Weine auf der Münchener Ausstellung die große goldene Medaille zugesprochen und der englische Reisende Boner ist über diesen Nebenfaß voll des Lobes. „Wollte ich,“ schreibt der letztere, „meinem Drange folgen, so würde ich nur in Dithyramben über denselben schreiben, als der einzigen, einem so herrlichen, so begeisternden Thema naturgemäß entsprechenden Form.“

„Ich war überrascht von seiner reichen Würze, seiner eigenthümlichen, lieblichen Frische und dem feurigen Glanze seines flüssigen Goldes.“ Dafs daher in Mediasch, wie in dem ganzen Weinlande Siebenbürgens die Weinlese auch viel Freude bringt, ist natürlich. Schon während des Sommers gehen oder fahren die Leute häufig, besonders Sonntag nachmittags, hinaus in den Weinberg, wo freundliche Landhäuschen unter schattigem Baumgrün oder auch dieses allein sie empfangen. Man freut sich den ganzen Sommer über der kommenden Weinlese. Und wenn nun die Zeit da ist, wenn Mitte October die reifen, gebräunten, saftstrogenden Trauben ihrer Ernte harren, welches Leben beginnt da! Alles eilt hinaus in die Weinberge, alt und jung, drinnen in der Stadt ist's öde. Zwischen den Reben, an den steilen, sonnigen Bergrücken sieht man die Leute geschäftig, die Trauben zu sammeln und abzuschneiden. Andere tragen die mit der edlen Frucht gefüllten Körbe zur Butte, während von oben, aus dem Walde, zahlreiche Schüsse erschallen. In der Villa oder vor derselben werden Tische gedeckt, an denen sich nicht nur die Glieder der Familie, sondern auch zahlreiche Gäste von nah und fern vereinen, um an schmackhafter Speise und köstlichem Tranke sich zu laben. Dann gibt man in fröhlichem Sang der Stimmung Ausdruck. Zigeuner fehlen nicht, die heitere Weisen spielen. Bald drehen sich, von den anregenden Klängen fortgerissen, Mädchen und Büngling im Tanze. Ist doch der Tanz in den Sachsenstädten ein so überaus beliebtes Vergnügen der heranwachsenden Jugend. Auch in Mediasch ist es bei solch einer Weinlese, wie Salis in seinem Herbstliede singt:

Hinke Träger springen	Geige tönt und Flöte
Und die Mädchen singen,	Bei der Abendröthe
Alles jubelt froh!	Und im Mondenglanz;
Bunte Bänder schweben	Junge Winzerinnen
Zwischen hohen Reben	Winken und beginnen
Auf dem Hut von Stroh.	Deutschen Ringeltanz.

Mediasch ist eine alte deutsche Ansiedlung. Sie ward, zunächst auf dem höchst gelegenen Theile der Stadt, unter Geisa II. begründet. Doch

blieb Mediaſch, trotzdem es der Vorort des einen der beiden Stühle (Mediaſch und Schelken) war, ein gewöhnliches Dorf bis in das 15. Jahrhundert. 1480 begann man Mediaſch mit Teichen, Wällen, Gräben und Mauern zu befeſtigen. 1534 war das Befefigungswerk vollendet. Durch Wladislaus II. ward Mediaſch zur Stadt erhoben. In die Ereignisse, die auf die Schlacht bei Mohacs folgten, ward auch die neue Stadt mehrfach hineingezogen. 1576 wurde auf dem Landtage zu Mediaſch Stephan Bathori von den polniſchen Abgeſandten als König begrüßt und hier Chriſtoph Bathori zum Statt-



Mediaſch (mit dem Roth-Denkmale).

halter von Siebenbürgen eingeſetzt. Im Jahre 1588 ward aber zu großem Jubel der Stände auf dem Mediaſcher Landtage die Ausweiſung der durch Chriſtoph Bathori hereinberufenen Jeſuiten beſchloſſen. Bei dieſer Gelegenheit übernahm Siegmund Bathori in der evangeliſchen Pfarrkirche zu Mediaſch unter Poſaunenshall und Glockenklang und unter vielem Gepränge ſelbſtändig die Regierung. Er ſchwur hiebei, alle Stände des Landes zu ſchützen und ihre Freiheiten zu achten. Freilich hielt er nachher nicht, was er gelobt. Am 17. Mai 1545 wurde die erſte Synode der evangeliſch-sächſiſchen Geiſtlichen in Mediaſch abgehalten. Und von dieſer Stadt gieng in der neuſten

Zeit auch die Gründung zweier Vereine, die Siebenbürgen reichen Segen bringen, aus: des Vereines für siebenbürgische Landeskunde und des siebenbürgischen Hauptvereines der evangelischen Gustav Adolf-Stiftung. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde ward am 8. October 1840 von Züngern der Wissenschaft aus allen sächsischen Gauen begründet. Wie sehr der nun zur That gewordene Gedanke aus der Seele der Besten des Sachsenvolkes kam, beweisen die Verse, womit ein Dichtergemüth den neuen Verein damals begrüßte:

„So stürme, Herz, in jubelnden Gefängen
Den innern Jubel, stürm' ihn freudig aus!
Was auch Geschick will über uns verhängen,
Sie haben uns gebaut ein neues Haus,
Wo sie mit deutschen Wortes freien Klängen
Licht bringen in verfloßener Zeiten Graus;
So stürm' ich Dank, entfesselt jedes Bandes,
Den echten Söhnen meines Vaterlandes!“

Einundzwanzig Jahre später vereinigten sich in Mediaſch, auf Veranlassung des in hohen Ehren am 18. Februar 1877 verstorbenen Mediaſcher Stadtpfarrers Josef H a b i n i, Vertreters der evangelischen Landeskirche U. V., um auch innerhalb dieser Kirche einen Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung, die der Unterstützung armer evangelischer Gemeinden gewidmet ist, ins Leben zu rufen.

Von Mediaſch machen wir in nördlicher Richtung einen Ausflug nach Baafzen und Kockelburg. Unser Weg geht durch anmuthiges, fruchtbares Land, über die Höhe, welche die Wasserscheide zwischen der großen und der kleinen Kockel bildet. In etwa 2 Stunden haben wir Baafzen erreicht. Der Ort nimmt sich mit seinen wohlgebauten, reinlichen Häusern, mit seiner alten starken Kirchenburg, mit seinen Gärten und Weinbergen gar stattlich aus. Die Bewohner sind bieder und treu. Seinen Ruf verdankt Baafzen den Thermen und Mineralquellen, die es zu einem Badeorte geschaffen haben. Das Leben in demselben ist recht angenehm, umso angenehmer, als der Ort ein deutscher ist. Doch wird er auch mit Vorliebe von den Angehörigen anderer Nationen besucht.

Wir folgen nun dem Laufe des Baches, an dem Baafzen liegt, und gelangen nach B o n e s d o r f, einer früher ganz sächsischen Gemeinde, deren deutsche Elemente heute aber vollends zusammengeschmolzen sind. Kraft und Wohlstand walteten einst auch da, wofür jetzt noch die alte große Kirche zeugt. Es berührt uns hier, wie in mancher andern Gemeinde dieser Gegend, so wehmüthig, solche Zeugnisse deutschen Lebens wie Erinnerungszeichen an eine bessere Zeit zu sehen. Denn hier überall war mehr und

kräftiger denn heute das deutſche Leben, der deutſche Laut verbreitet. Kockelburg ſelbſt, das ſo reizend an der kleinen Kockel gelegen iſt und von einer anſehnlichen Burg überragt wird, iſt von deutſchen Händen angelegt und geht ſeiner Entſtehung nach wohl in das 13. Jahrhundert zurück. Die Burg, auf der Höhe eines mäßigen Berges gelegen, iſt durch einen tiefen Graben und eine feſte Ringmauer, über welche mächtige Eckthürme ſich erheben, befeſtigt. Sie war ehemals eine königliche. Unter König Ludwig I. war ſie in den Händen jenes Johannes von Kükölö, welcher des Königs Leben geſchildert hat. Iſabella, Zapolya's Gemahlin, ſchenkte ſie nachher ihrem Berather Martinuzzi. Heute iſt das Schloß im Beſitze der gräflichen Familie Bethlen, die ihm ſeine gegenwärtige Geſtalt gegeben hat. Es iſt mit Eleganz und Geſchmack eingerichtet. Vor dem Jahre 1848 war Park und Garten herrlich; in dem milden Klima blühten ſogar Citronen und glühten Drangen. Die Wuth des Bürgerkrieges hat das faſt alles vernichtet. Doch blickt noch heute das Auge von der Höhe des Schloßberges gerne herab. Ein Bild von Anmuth und Wohlhabenheit gewähren die fruchtbareren Felder und Nebenhügel, die ſchattigen Wälder, der ſchimmernde Fluß, die vielen Ortſchaften!

Kockelburg, von Magyaren und Rumänen bewohnt, trägt in ſeiner ſoliden Bauart deutſches Gepräge. Alles iſt hier gut und wohnlich eingerichtet. Der Markt beſitzt mehrere Kirchen: eine katholiſche, eine reformirte, eine griechiſch-orientaliſche und eine griechiſch-katholiſche. In dem Lande iſt Kockelburg durch die großen, mannigfach belebten Märkte, welche daſelbſt auf einem großen Platze jährlich abgehalten werden, ſowie durch den überaus köſtlichen Wein, der an den ſonnigen Berglehnen der kleinen Kockel reift, wohlbekannt.

Doch zurück nach Mediaſch und von da weiter ſüdwärts!

Von Mediaſch über Großſchenk an den Alt.

(Meſchen. — Nimeſch. — Nagerei. — Agneſthen. — Leſchkirch. — Großſchenk. — Fogaraſ. — Kerz.)

Etwas ſüdlich von Mediaſch liegt der rebenbekränzte ſächſiſche Markt Meſchen. Wir können nicht an dem ſtattlichen Orte vorüberreiſen, ohne der Erinnerung an einen der Beſten aus dem Sachſenvolke einen Augenblick zu weihen, der Erinnerung an St. L. Roth, der zuletzt das Pſarramt in dieſer Gemeinde bekleidete. Roth wurde am 24. November 1796 zu Mediaſch geboren. Nachdem er an dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und dem zu Hermannſtadt die nöthige Vorbildung empfangen hatte, bezog er die Univerſität Tübingen, wo er Theologie und Philoſophie ſtudierte. Beſonders aber zog ihn die Pädagogik an. Um ſich in dieſer auszubilden und dereinſt dadurch

ſeiner Heimat nützlich zu werden, gieng er nach Iverdun in der Schweiz an die Schule des berühmten Jugenderziehers Peſtalozzi. Gar bald erkannte der große Pädagoge die Fähigkeiten des jungen Siebenbürgers und ließ ihn ſelbſt als Lehrer an ſeiner Anſtalt wirken. Mit reichem Wiſſen auf den verſchiedenſten Gebieten kehrte der von Natur ſchon ſehr begabte Jüngling in ſeine Heimat zurück, wo er 1822 Lehrer, neun Jahre ſpäter Director des evangeliſchen Gymnaſiums und 1834 Prediger der evangeliſchen Kirchengemeinde wurde. Unterdeſ war er auch für die Geſamtheit ſeines Volkes unermüdtlich thätig. Durch zahlreiche geiſtvolle, ſtilgewandte Schriften ſuchte er zur Förderung der Landwirthſchaft und des Bildungswefens in ſeiner Heimat etwas beizutragen. Zu dem erſteren Zwecke veranlaßte er 1845 die Einwanderung zahlreicher Familien aus Schwaben, die Muſterwirthſchaften in Siebenbürgen gründen ſollten. Der erſtrebte Zweck wurde durch die Einwanderung nicht erreicht. Dagegen zog das Unternehmen, das unſerem Noth, dem man Germaniſirungstendenzen vorwarf, viele Feindſchaft bei den Gegnern der deutſchen Sache in Siebenbürgen zu. Dieſen war Noth ſtets ein Dorn im Auge. Als er im Jahre 1848 von General Buchner als kaiſerlicher Commiſſär in die Rodelburger Geſpannſchaft geſandt wurde, dort die geſetzmäßige Ordnung wieder herzuſtellen, ward ihm das von der Revolutionspartei als Hochverrätherei angerechnet. Sobald dieſe nun wieder Oberhand gewonnen hatte, ward Noth auf ſeinem Pfarrhofs gefangen genommen und in Eiſen nach Klausenburg geführt. Am 11. Mai ward das Todesurtheil über ihn geſprochen und nachmittags 5 Uhr auf der Citadelle zu Klausenburg durch Pulver und Blei vollzogen. Noth ertrug den Tod muthig und ſtandhaft, ſo daſs ihn ſogar der commandierende Hauptmann das ſchönſte Zeugniß nicht verſagen konnte, indem er ſprach: „Soldaten, lernt von dieſem Manne, wie man für ſein Volk ſtirbt.“ „Er war ein erhebendes Beiſpiel männlicher Tugenden: des Freiſinns, der Treue und des Muthes,“ ſchreibt mit Recht E. v. Friedenſels über ihn.

Am 19. April 1850 wurden Noths Gebeine zu Mediaſch in heimische Erde geſenkt. Über ſeiner Grabſtätte erhebt ſich ein gußeiſernes Denkmal mit der Inſchrift: „Dem Andenken St. L. Noths das Sachſen-volk.“ (S. Bild S. 123). Ein ſchöneres Denkmal iſt ihm aber in den Herzen ſeines Volkes geſetzt. Auch von ihm gilt des Sängers Wort:

„Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort
Und iſt ſo wirksam, als ob er lebte,
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich lebte.“

Durch ſolches Gefühl gehoben, verlaſſen wir das Dorf und wandern ſüddöſtlich nach Nimeſch, von da über Magerei und das durch ſein

großes Torflager merkwürdige Absdorf nach Aguethlen. Wir sind nun in dem Thale des träge und sumpfig dahinfließenden Harbaches, mitten im „Haferlande.“ Die niederen Berge, wie das Thal werden von Getreide-, namentlich Haferfeldern, zum Theil auch von Wäldern bedeckt. Aguethlen ist ein wohlgebauter sächsischer Markt, dessen hohe stämmige Bewohner sich vorzugsweise mit Pferdehandel, dann mit Handwerken, hauptsächlich aber mit Schuhmacherei beschäftigen. Merkwürdig ist in Aguethlen die alte Kirche. Sie ist von hohen Umfassungsmauern umschlossen, die mit Thürmen



St. V. Roth.

befestigt sind. In dieser Kirche wirkt heute der wackere Fr. Fr. Fronius, der Verfasser der köstlichen „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben“ (Wien, Graeser 1879), als Pfarrer. Aguethlen ist auch der Geburtsort des letzten, von der sächsischen Nation frei gewählten Nationsgrafen (Comes) Konrad Schmidt, der gegenwärtig Präsident des k. k. evangelischen Oberkirchenrathes in Wien ist.

Wir folgen nun dem Laufe des Harbaches und gelangen nach Leschkirch, einer der ältesten deutschen Ansiedlungen, wo eifrig Feldbau getrieben

wird. Durch eine hübsche, besonders durch den Ausblick auf die Südkarpathen gehobene Gegend führt uns der Weg in den großen, wohlhabenden Marktflecken Großschenk, dessen Bevölkerung der Obstcultur eine besondere Pflege angedeihen läßt. Außerdem treibt sie noch ziemlich stark Fassbinderei, deren Producte sie in das Weinland verkauft. Über Kleinschenk, das eine schöne befestigte Kirche besitzt, und über die Alt-Brücke bei Galatz kommen wir nach Fogaras. Da sind wir nun wieder an dem Flusse, den wir wiederholt gesehen haben, zuerst klein, dann immer größer. Vor uns aber liegt das schöne, von vielen Krystallbächen durchrauschte Altthal mit zahlreichen Ortschaften, worauf imponierend die großartige Kette der Fogaraser-Karpathen herabsieht. Sanfte gewölbte Kuppen, schroffere Böschungen, wilde Facken, steile Gipfel, jähe Schluchten wechseln, uns stets neue Reize bietend, miteinander ab. Fogaras selbst ist eine königliche Freistadt und hat eine nach Glaubensbekenntnis und Nationalität bunt gemischte Bevölkerung von nicht ganz 5000 Einwohnern, die Handel und Gewerbe, besonders aber Tabakbau treiben. Ist doch hier die Heimat des berühmten „Fogaraser!“ — Fogaras ist der Vorort jenes „Wlachenlandes,“ das König Andreas II. in seinem goldenen Freibriefe der Hermannstädter Provinz schenkte. Im Jahre 1310 ward in Fogaras von dem Wojwoden Ladislaus Apor ein festes Schloß erbaut. Von dessen Mauern mußten die Türken oft unverrichteter Sache zurückkehren. 1613 gab Bethlen Gabor der Feste Fogaras die heutige schöne Gestalt. Im Jahre 1688 ward in dieser Stadt jener denkwürdige Landtag abgehalten, durch den Siebenbürgen sich unter die Oberhoheit des römischen Kaisers Leopold I. stellte.

Von Fogaras wandern wir flussabwärts durch die schöne, reich bewässerte Ebene nach Ober-Arpaş und von da auf schmalem, rechts abgehendem Seitenwege nach Kerz. Der Ort ist geweiht in mehr als einer Beziehung. Hier, an dem breit dahinfließenden Alt, im Angesichte der mächtigen Alpenkette, ward von König Bela III. eine Cistercienser-Abtei gegründet. Andreas II. schenkte ihr ein Stück des heutigen Fogaraser Comitates und bestätigte ihr den Besitz von Michelsberg. So sehr auch ursprünglich von dieser Culturstätte Religiosität und Sittigung hinausgegangen ist in die rohe Bevölkerung des „Wlachenlandes,“ so wurden doch auch die Mönche dieses Klosters von Sittenlosigkeit ergriffen, so daß König Matthias sich genöthigt sah, 1477 die Abtei aufzuheben. Die Güter derselben kamen zunächst an die Hermannstädter Kirche. In dem Chor der ehemaligen Abteikirche, die zur Zeit Ludwigs des Großen im Übergangsstil erbaut wurde, sammelt gegenwärtig sich die kleine evangelische Gemeinde von Kerz zum Gottesdienste. Neben dem heutigen Gotteshause aber liegt das Schiff der alten Kirche, von dem das Spitzbogenportal noch gut erhalten ist, und die Abtei selbst, noch jetzt zeugend von dem Kunstsinne und dem Wohlstande der Mönche, in Trümmern. „Wohl damals, als sie den Grundstein zum edlen Baue

legten, pflanzten sie die Linde vor das Westportal, die heute noch am Eingang zu Kirche und Pfarrhaus, dort über die Trümmer, hier über das sich ewig verjüngende Menschenleben die mächtige grüne Krone breitet, unter der, uralten Brauche folgend, am zweiten Hochzeitstage nach dem Austritte aus der Kirche das junge Ehepaar den ersten Reigen tanzt.“ (G. D. Teutsch.) Wenn uns schon deshalb Wehnmuth erfüllt, sobald wir auf der merkwürdigen Stelle stehen, so wird dieses Gefühl in uns nur verstärkt durch die Erinnerung an den früh verstorbenen Sängler Victor Kästner, der im



Ruine Kerz.

Jahre 1826 hier als Sohn des damaligen evangelischen Pfarrers geboren ward und seine erste Jugend verlebte.

Welche Nahrung mußte das Gemüth des jungen Dichters gerade hier empfangen! Da, in des Knaben nächster Nähe, von Baum und Busch umschattet, die schönen Trümmer der denkwürdigen, in den Blühetagen der Sachsen gegründeten Abteikirche, dort das in mannigfachen, doch immer erhebenden Formen gestaltete Gebirge mit seinen lebendigen Wassern, mit seinem frischen Grün und seinem ernsten Felsgestein. Kein Wunder, daß stille Wehnmuth und doch auch wieder Heimatliebe, Naturgefühl aus des Dichters Poesie zu uns spricht. Seine Dichtungen hat er in das Gewand

der siebenbürgisch-sächsischen Mundart gekleidet und dadurch nur um so volkstümlicher gestaltet. Eines seiner schönsten Gedichte ist die Braut am Alt.

Um Oalt, um Oalt, um gèle Rin
 Dó soaz e mädje goanz ellin,
 Gor munchin voal, gar munchin rüs
 det uormchen än det wazzer schmiz,

Wat moachst te kängd um gèlen Oalt?
 De laft äs groam, der wengd ströcht koalt;
 wat schroast te der deing üge rüt,
 Bekritst dich jô bäs än den düt.

Wä sül ich, güld'ger herr, nôt schroan?
 dó angden all' mönj froade loan,
 dó angden än dem gèlen Oalt
 dó schléft mö bröjem blaz uch koalt.

De zäll dä sonk, de stang dä broach
 und frä und kängd äm wazzer loach:
 mö bröjem sprong ze hälf — ellin
 der drängel huot e mätgenin.

— — — — —
 Um Oalt, um Oalt, um gèle rin,
 dö stit en troulich löchestin,
 dó schléft det mätjen star uch koalt —
 — und ange rouscht und broust der Oalt!

Am Alt, am Alt, am gelben Rain
 Da saß ein Mädchen ganz allein,
 Manch Weischen warf, manch Köselein
 Die Ärmste in die Flut hinein.

„Was machst Du, Kind, am gelben Alt?
 Rauh weht die Luft, der Wind streicht kalt,
 Was weinst Du Dir die Auglein roth?
 Betrübst Dich ja bis in den Tod.“

„Wie sollt ich denn nicht traurig sein?
 Tief unten liegt alle Freude mein!
 Tief unten in dem gelben Alt
 Da schläft mein Bräutigam blaß und kalt.“

„Der Rachen sank, das Ruder brach,
 Und Weib und Kind im Wasser lag,

Mein Bräutigam sprang zur Hilfe hin,
Der Wirbel riß zur Tiefe ihn.“

— — — — —
Am Alt, am Alt, am gelben Alt,
Steht traurig da ein Leichenstein,
Dort schläft das Mägdelein starr und kalt —
— Und unten rauscht und braust der Alt.

Victor Kästner starb bereits am 29. August 1857 als k. k. Finanz-Bezirkscommissär zu Hermannstadt im 31. Lebensjahre. Seinen Nationengenossen aber lebt er und auch an ihm hängen sie mit jener rührenden Innigkeit, die sie allem dem zuwenden, das zu dem Besten ihres Volksthumes gehört.

Im Fogaraser-Gebirge und Rothenthurm-Pafs. Rückkehr nach Hermannstadt.

(Der große Arpas. — Regoi. — Szurul. — Fortschedd. — Fret. — Gieresau. — Rothenthurm-Pafs. — Voitza. — Talmesch. — Westen. — Schellenberg. — Schlußwort.)

In Kerz verlassen wir den Alt, um nach Kercisoara und von da nach der Glashütte von Ober-Arpas, dicht am Fuße des Gebirges, zu wandern. Von hier unternehmen wir die Tour nach dem großen Arpas und schließen uns zu dem Zwecke einem bewährten Kenner der Südkarpathen,*) Ludwig Reissenberger, an. Es ist an einem Tage mitten im Hochsommer. Wir schreiten am rechten Ufer des von Bergen eingeengten, wild dahinschäumenden Arpabaches aufwärts, indem wir uns an der Schönheit und Großartigkeit der im Abendglanze strahlenden Landschaft erheben. „Noch prangt der im Hintergrunde bedeutend aufsteigende Arpasgipfel im Glanze der Abendsonne und ein mächtiges Feuer scheint demselben zu entströmen. Ein eigenthümliches Wonnegefühl durchbebt die Seele bei dem schönen Gegensatz zwischen der hellen Feuerergluth des hoch in das freie Himmelszelt hineinragenden Arpasgipfels und dem schauerlichen Nachtdunkel der Tiefe. Es ist ein herrliches Abbild des unvergleichlich schönen Alpenglühens, das hier dem Auge sich darbietet.“ Der Abend sinkt ganz hernieder und wir finden unter Gottes freiem Himmel an einem mächtig lodernben Feuer auf jungen Tannenreisern ein treffliches Nachtlager. Mit Tagesanbruch geht es weiter über steil vorspringende, jäh abfallende Felsen, in schwindelnder Höhe, während tief unten der klare Bach rauscht, dann wieder hinab an die grünen, blumigen Ufer des Baches selbst. Dieser aber bildet die herrlichsten Wasserfälle. „Gern verweilt der Blick auf diesen, neben welchen das dunkle Grün der alnus viridis (Erle)

*) Unter dessen Leitung ich schon in frühen Jahren einen Theil derselben besucht habe.

einen schönen Gegensatz zu dem silberweißen Schaum der herabstürzenden Wasser und der gelblich rothen Färbung des felsigen Ufers und Grundes bildet und für welche die himmelanstrebenden nahen Gebirgsgipfel mit dem häufig an und auf denselben vorkommenden Schneemassen einen großartig schönen Hintergrund gewähren.“

Wir steigen zu dem Kaldare oder dem Bergkessel, der westlich von dem großen Arpas liegt, auf. Der Weg dahin führt über fünf Terrassen, dessen oberste eben der Kaldare bildet. Nach Osten schließen ihn die gewaltigen Felsmassen des großen Arpas oder Bertop, nach Süden zwar minder hohe, doch auch sehr zerklüftete Felsenkämme ab. Im Westen ragen die Felsenzacken des kleinen Arpas auf. Auf den scharfen Felsenkanten dieser Gegend kletten nicht selten ganze Rudel leichtfüßiger Gamsen herum. Östlich von dem Bertop liegen in tiefen Bergkesseln zwei reizende Seen, der des Podritschel und der des Podrag. Von dem Bergriegel aus, der den einen Kessel von dem andern trennt, genießt man eine prächtige Aussicht. Vor uns liegt ein viermal so großer See als der erstere. „Schöne grüne Matten mit üppigem Graswuchs umkränzen ihn nach der einen in das Hauptthal des Arpasbaches fallenden Seite, während auf der andern, wo die sonst bläulich-grünen Wasser des Sees an einer weniger tiefen Stelle in Folge einer noch mächtigen Eisbank eine hellblaue Färbung haben, sich die gewaltigen, steilen Felsmassen des kegelförmigen Podrag zu bedeutender Höhe erheben. An diese schließen sich zur Rechten die zerklüfteten Felsgipfel des, wie es scheint, ebenso hohen Podritschel, durch eine weniger tiefe Einsattlung der Gebirgskette von dem Podrag geschieden, an, während zur Linken und im Hintergrunde des Podrag Berg auf Berg sich thürmt, von welchen die Utscha mare, die Korabia, die Utschischoara, die Bista mare u. a. erkannt werden.

Weiter westlich von der Arpasgruppe erhebt sich zunächst die Bunetare, von deren Gipfel der Blick auf zwei herrlich gelegene Alpenseen, auf den Kepreragu- (Gamsen-) und den Bulliasee fällt; dann der wildzerrissene Felsengipfel des Negroi (2536 Meter) und nördlich davon der schauerliche Teufelskessel (Strunga drakului), ein wildes, ödes Steinbecken, an dessen Rande der schöne kleine Alpensee Jäsera Girjowi uns entgegen schimmert.

Nur unter großen Anstrengungen gelangt man in der Gebirgskette weiter nach Westen zu den Spitzen Serbotta, Stara, Girbowa, von da zu der dreigipfligen Esorta, von deren Fuße der grünblaue Frecker Jäser uns entgegen lächelt, endlich auf den breiten Gipfel des Szurul, der sich mit seinem Buchen- und Tannengrün, mit dem Zwergholz und den gewaltigen Felsenrippen, wie den öden (nur von einigen Bächlein durchspülten), hier und da mit Schnee bedeckten Schutthalden, aus denen die freundliche Alpenrose hervorstreift, zu einer Höhe von 2310 Metern erhebt. Von der Höhe des Szurul herab wird der Blick gegen Süden weit in die walachische Tiefebene hineingeführt,

nordwärts aber in die schöne Altebene und das anmuthige Cibinsthal, aus dem die Zinnen der alten Sachsenhauptstadt uns entgegenleuchten. Ostwärts aber eilt das Auge über die stattlichen, zerrissenen Höhen des Fogarajer-Gebirges, während von Westen jenseits des Altdurchbruches her die sanfteren Höhen des Cibins-Gebirges auftauchen. Wir steigen nun den Szurul herab und betreten bei dem Dorfe Portschessd, dessen Bewohner sich vorwiegend mit Gerberei beschäftigen, das Thal. So sind wir wieder an den Alt gelangt, den wir bei Kerz verließen. Seither floß er noch zwischen dem einst durchaus sächsischen, heute fast ganz rumänischen Dorfe Freck (das durch den schönen, in Terrassen abfallenden Bruckenthal'schen Garten und das gleich-



Der Rothenthurm-Pass (Reichsgrenze).

namige Schloß ausgezeichnet ist) und zwischen dem stattlichen sächsischen Dorfe Gieresan, dann an einigen rumänischen Dörfern vorüber. Gegenüber von Portschessd nimmt der Alt den durch den Harbach und den Szood verstärkten Cibin auf und tritt nun bei Voiza, wo uns eine Fähre auf das jenseitige Ufer bringt, in den Rothenthurm-Pass. Bald rascher und rauschender, bald langsamer, vielfach Wirbel ziehend, wälzt der Alt seine Wasser durch den Pass, der durch die nahe an den Fluß herantretenden Gneis- und Glimmerschieferberge recht enge gestaltet wird. Die prächtigen Laubwälder, von denen die Berge zum Theil bedeckt werden, mischen in die Großartigkeit der Landschaft den Ton des Milderen und Lieblicheren.

Am Eingange des Passes steht heute noch der feste Thurm, der jenem einst den Namen gegeben, nur haben die Regengüsse die rothe Farbe desselben stark abgewaschen. Das Bergschloß, zu dem jener Thurm gehört, ward im 15. Jahrhundert unter König Ladislaus von den Sachsen, denen der König die dort fälligen Zölle und die Schloßgüter (den Talmescher Stuhl) übertragen hatte, erbaut. Heute führt eine unter Karl VI. angelegte Kunststraße, die dem Handel zwischen Siebenbürgen und der kleinen Walachei wesentliche Dienste leistet, an dem rechten Ufer des Alt an die Reichsgrenze. Nur mühselig ist die Straße den Felsenausläufern des Cibins-Gebirges abgerungen. Ganz reizend wandert sich's heute den Fluß hinab in dem herrlichen Engpasse, ehemals aber drängten sich gar oft wilde, fanatische Türkenhorden, Tod und Verderben bringend, durch denselben in das Land. Auf dem halben Wege zwischen Boiça und der Grenze liegen die Trümmer eines alten Thurmes, an der Einmündung eines kleinen Baches in den Alt. Die Grenze selbst wird durch den Rivadului, einen Gebirgsbach, der hier von der rechten Seite dem Alt zukommt, gebildet. Recht vortheilhaft heben sich die saubern, solid gebauten Zoll- und Reinigungshäuser auf österreichischer Seite von den elenden Hütten ab, die, ein paar Schritte entfernt, die rumänischen Grenzämter beherbergen. Und wenn wir nun gar, mit dem nöthigen Passierschein versehen, die Grenze überschreiten und jene Hütten, etwa das Wirtshaus, im Innern, besehen, dann erst erkennen wir, wie sehr Siebenbürgen gegenüber der Walachei von der „Cultur beleckt“ erscheint. Wie viel der siebenbürgisch-rumänische Bauer, der nun bald 200 Jahre unter Oesterreichs fördernder Herrschaft gewesen, höher steht, als sein Bruder in Rumänien, das beweist auch der Vergleich des ersten rumänischen Dorfes (am Ausgange des Rothenthurm-Passes) Kineny mit dem letzten siebenbürgischen, Boiça. Jenes ist ein ziemlich elendes Nest, die Statlichkeit des siebenbürgischen stellt sich sofort dar. Welch ein schönes, wirklich ansehnliches Gebäude ist da der Schule gewidmet! Es könnte getrost in einer deutschen Gemeinde Westösterreichs stehen. Wie prächtig repräsentieren sich die Bewohner! Man sieht ihnen den Schriff und die Wohlhabenheit an.

Von Boiça steigt die Straße gegen Norden sanft an. Links sehen wir in einer Schlucht, am Fuße des Gebirges, das rumänische Dorf Talmatschel, dessen Bevölkerung sich namentlich von Kohlenbrennerei nährt, auf der rechten Seite aber erblicken wir auf steiler Höhe, umströmt von den Wassern des Alt, des Cibin und Czood die Trümmer der Landeskronen, die einst die Sachsen unter Ludwig dem Großen, da ihr Handel und Gewerbe blühte und ihnen reichen Gewinn brachte, zum Schutze des Landes dahin gesetzt. Wie ganz anders war es damals!

„Das Alte ist leider vorüber,
In Trümmern das alte Thor!
Wer ruft aus Schutt und aus Gräben
Die mächtige Zeit uns hervor?“

Talmesch, das am Fuße der Landkrone gar friedlich und still liegt, ist ein sächsisches Dorf, von dem aus, den klaren Czood hinauf, eine Straße nach dem walachischen Dorfe gleichen Namens (Czood) uns führt. Wir kehren jedoch auf der Reichsstraße über die Dörfer Westen und Schellenberg, — in dessen Nähe 1699 Andreas Bathori gegen den Fürsten der Walachei, Michael, die Schlacht und nachher auch das Leben verlor — nach Hermannstadt zurück.

* * *

So habe ich dich denn, lieber Leser, durch das Land Siebenbürgen geleitet,*) in die reich bewässerten, mit gottgesegneten Wiesen und Feldern bedeckten Thäler, auf die anmuthigen Berge, an deren sonnigen Abhängen der Rebe edles Blut gedeiht, durch den Schatten Jahrhunderte alter Eichen- und Buchenwälder und das Dunkel tiefgrüner Tannenforste empur zu den saftigen Alpenmatten, den Stätten idyllischer, einträglichler Seinnerei und darüber hinaus an die Ufer allerliebster Bergseen, wie auf die öden, gewaltigen Felskluppen der Karpathen, aber auch wieder hinein in die Tiefen der Erde, wo das rothe Gold, das weiße Silber, wo Eisen und Salz und andere Schätze in großer Menge schlummern. Du bist mit mir in die wohl manchmal recht armseligen, aber dann auch wieder sehr stattlichen Dörfer und Flecken, in hochcultivierte deutsche Städte eingetreten, die ganz an ihre Schwestern im deutschen Mutterlande erinnern. Überall suchte ich dir Einblick zu gewähren in Leben und Treiben, in Sage und Geschichte. Du hast den biedern, etwas schwermüthigen Sachsen kennen gelernt, der seit Jahrhunderten der Krone, zu deren Schutz er berufen ward, treu ergeben war, dabei aber bis ins Innerste deutsch geblieben ist, den gutmüthigen, wenn auch im allgemeinen geistig noch weniger entwickelten Rumänen, den feurigen, selbstbewussten Magyaren und den geschickten, verachteten Zigeuner. Du hast gesehen, wie hier, von oben geschützt, seit Jahrhunderten die Bekenner verschiedener Religionen friedlich nebeneinander leben, verbunden durch den schönen Gedanken, daß sie alle an einen Gott glauben.

Es ist ein farbenreiches Bild, das sich dir, lieber Leser, dargestellt hat. Und wenn du nun selbst etwa das an Schönheiten und Merkwürdigkeiten reiche Land liebgewonnen hast, dann wirst du wohl auch begreifen, wie Max Molke, dessen Wiege nicht in Siebenbürgen, sondern in Deutschland gestanden, jenes Lied gesungen hat, das zum siebenbürgischen Volksliede

*) Ich nehme hier Veranlassung, meinem lieben Oheim Professor Ludwig Reissenberger, Custos am Bruckenthal'schen Museum in Hermannstadt, für die so überaus fördernde Theilnahme, die er diesem Buche zugewendet hat, den innigsten Dank zu sagen.

geworden ist und da, wo es ertönt, die Brust eines jeden Siebenbürgers mit Begeisterung füllt, das Lied:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft!
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebenjaft.

Siebenbürgen, Meeresboden
Einer längst verfloffenen Flut!
Nun ein Meer von Ährenwogen,
Dessen Ufer waldumgzogen
An der Brust des Himmels ruht!

Siebenbürgen, Land der Trümmer
Einer Vorzeit, stark und groß,
Deren tausendjährige Spuren
Ruh'n noch in Deiner Fluren
Ungeschwächtem Ackerhofs.

Siebenbürgen, grüne Wiege
Einer bunten Völkerschar!
Mit dem Klima aller Zonen
Und dem Kranz von Nationen
Um des Vaterlands Altar.

Siebenbürgen, grüner Tempel
Mit der Berge hohem Chor,
Wo der Andacht Huldigungen
Steigen in so vielen Zungen
Zu dem einen Gott empor.

Siebenbürgen, Land der Duldung,
Jedes Glaubens sich'rer Hort,
Mögest Du bis zu fernem Tagen
Als ein Hort der Freiheit ragen
Und als Wehr dem freien Wort.

Siebenbürgen, süße Heimat!
Unser theures Vaterland!
Sei begrüßt in Deiner Schöne
Und um alle Deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band!
